

Reisebeschreibung

aus

Wolhynien und Canada

□ □ □

Tagebuchblätter

des

Ernst Althausen

früher Pastor in Wolhynien

Der Reingewinn ist zum Besten der deutschen Flüchtlinge aus Wolhynien bestimmt.

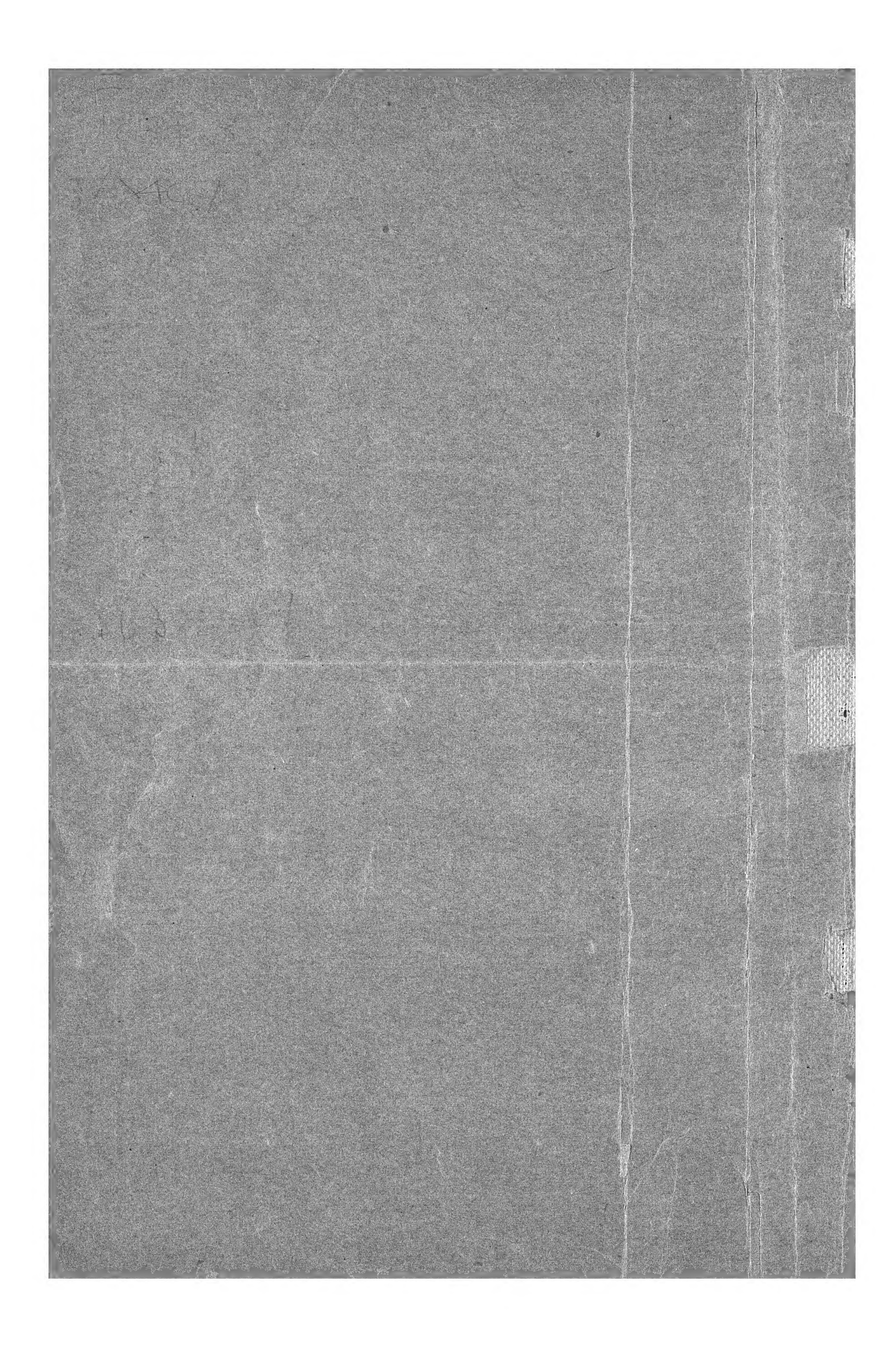
□ □ □

□ □ □

Zu beziehen von

Deutsche Buchhandlung
850 Main Str., Winnipeg, Man.
1708 Rose St., Regina. 9733 Jasper Ave., Edmonton.

Lutheran Book Concern
211 Pacific Ave., Winnipeg, Man.



Reisebeschreibung

aus

Wolhynien und Canada

□ □ □

Tagebuchblätter

des

Ernst Althausen

früher Pastor in Wolhynien

Der Reingewinn ist zum Besten der deutschen Flüchtlinge aus Wolhynien bestimmt.

□ □ □

□ □ □

Zu beziehen von

Deutsche Buchhandlung

850 Main Str., Winnipeg, Man.

1708 Rose St., Regina. **9753 Jasper Ave., Edmonton.**

Lutheran Book Concern

211 Pacific Ave., Winnipeg, Man.



Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes.

Pastor Ernst Oelhausen.

Winnipeg, Februar 1921.

Unterwegs von Europa nach Amerika.

An Bord der Grampian, den 18. Dezember 1920.

Heute um 7 Uhr morgens stießen wir vom Lande ab. Es war nichts spürbar, aber die Tiefen meiner Seele waren erregt. Ein erhebender Augenblick! Vor allem fühlte ich gerade jetzt die Größe meiner Aufgabe. Meine Gedanken sind daheim in meinem weltentrückten Pfarrdorf Raschkow, Polen. Wenn ich einsam durch meine Gemeinde wanderte, vor mir das Bild der Zerstörung und des Untergangs unsrer einst so blühenden evangelischen Gemeinden und in den Ohren klang mir das Wehklagen unsrer wolhynischen Flüchtlinge, die dort weder ein noch aus wissen — da erfüllte mich so ganz das Verlangen, o, wenn doch den Elenden irgendwie und irgendwo könnte Hilfe zuteil werden, wenn man doch allen denen unsrer schwer bedrängten Brüder einen Weg zeigen könnte, wie sie aus der Gefahr und aus dem Untergang herauskommen könnten, wenn man sie doch auf eine neue Grundlage stellen könnte, auf der sie aufleben könnten. Im Juli hatte ich einst eine längere Unterhaltung mit einem unsrer vortrefflichen Landwirte Lindemann in Treuwalde über all diese Fragen der Zukunft unsres Volkes, die uns bewegten. Ich weiß nicht, wer von uns beiden zuerst den Gedanken aussprach, wie wär's, wenn wir in deutschen Landen auf genossenschaftlicher Grundlage siedeln würden? Wirtschaftlich wäre Bemittelten und Unbemittelten geholfen und man könnte mit Gottes Hilfe Dorfschaften erblühen sehen, die auf christlicher Grundlage sich aufbauen, Gott zur Ehre, zum Heil aller Beteiligten und unsers lieben Vaterlandes. Wir hatten uns ausgesprochen und freuten uns des gegenseitigen Verständnisses, Lindemann mußte aufs Feld; dankerfüllt ging ich heim. Mir war's wie einem Verirrten, dem in der Ferne ein Licht winkt. Seitdem verließ mich der Gedanke der genossenschaftlichen Siedlung nicht. Ich war gewöhnt, Alles, was mich bewegt, zunächst mit meinem treuen und umsichtigen Freund und Amtsnachbar Pastor Wiele in Adelnau zu besprechen. Bei allem Idealismus ist er ein praktisch denkender Mann und ist er gewöhnt, mäßigend und klärend in meine stürmische Gedankenwelt einzugreifen. Zu meinem Erstaunen sagte er, die Sache ist gut und muß weiter ausgebaut werden. Ich setzte einen Entwurf der Satzungen auf und begab mich zum Rechtsanwalt des Genossenschaftswesens in Posen, von dem ich den überraschenden Bescheid erhielt, die Sache ist gut und durchführbar, aber erfahrungsgemäß nur dort möglich, wo christlicher Geist zur Auswirkung kommt, und christliche Bahnen bewußt beschritten werden. Mir waren es denkwürdige Worte eines Juristen. Also endlich wird die Allgewalt der Paragraphen und der Schema, unter der unser ganzes Volk, auch Schule und Kirche standen und seufzten, von berufener Seite für unzulänglich erklärt, dachte ich. Sollte es des Krieges und all dieser Opfer bedurft haben, um in uns die Erkenntnis zu wecken, daß es auch andere Lebensmächte und Lebensordnungen gibt als solche, welche die Juristerei in Paragraphen gefaßt hat. Noch einen hielt ich für sachkundig in dieser Frage: Pastor Fischer, Langenolingen. Er ist in Liebe für sein Volk und in Sehnsucht nach rechter Erneuerung desselben entbrannt. Dazu kommt: Er kennt die Leute, die verschiedenen Gruppen des Volkes und ist ein rechter Genossenschaftsmann. Auch er billigte den Plan und gab wichtige Ratschläge für die Durchführung desselben. Alles schön — so dachte ich auf der Heimfahrt, und nun lege ich diese Ausführungen zu den vielen anderen

schriftlichen Arbeiten, die ich seit 20 Jahren geschrieben. Wohl habe ich Ruhe, wenn ich meine mich bewegenden Gedanken zu Papier gebracht habe — aber ist das der ganze Zweck meiner Aufsätze? Was hilft alle Theorie? „Wer meinen Willen tut, ist der größte im Himmelreich," sagt unser Herr. Die scheinbar kleinste Tat nach dem Willen und in der Geistesfülle des Herrn ist unzweifelhaft mehr wert als die glänzendste und fein ausgeführteste Gedankenreihe. Nun, meine Aufsätze ruhten ruhig in meinem Schubfach und ich begnügte mich mit der Erfüllung der täglichen Pflichten. Endlich, am Anfang November, war mir die Reise nach Berlin möglich, mancherlei Fragen betreffend unsrer Kinder und unsrer Zukunft drängten zur Klärung, nach der Feier des Bußtages begab ich mich nach Berlin. Hier nun kam der Antrag an mich, nach Amerika zu reisen, um Beziehungen zu knüpfen zwischen den Brüdern in der neuen und alten Welt, zwischen den Freunden hüben und drüben, zwischen Reich und Arm, und alle Werke der Wohlfahrt und Rettung, an denen der Fürsorge-Verein für deutsche Rückwanderer arbeitet, zu fördern, sonderlich aber auch dem so segensreichen Werk der „Heimkehr" zur weiteren Ausbreitung zu verhelfen. Vielleicht, daß mein treues Weib, welches mit mir alle Sorgen und Gedanken geteilt hat, mir nachempfinden wird, was ich in dem Augenblick empfunden habe — sonst wird wohl kaum jemand die Zusammenhänge zwischen den Vorgängen in mir und außer mir erfassen.

Daß ich viel Freudigkeit für die mir angetragene Arbeit hatte, konnte ich gleich sagen; aber ob sich mir die Möglichkeit hierfür ergeben würde, war mir mehr als zweifelhaft. Und nun wie seltsam: Ohne mein Zutun trat nicht nur der Ruf an mich heran, sondern ich sah mich auch plötzlich in dieses Werk hineingestellt. Meine vorgesetzte Behörde stellte sich anfangs wohlwollend diesem Werk gegenüber und nun begann die Vorbereitung zur Reise, die mit großer Umsicht mein Sohn Wilhelm besorgte. Da plötzlich — ein Hindernis seitens meiner Vorgesetzten. Die kirchliche Leitung in Posen hatte sich gegen meine Reise erklärt und weigerte sich, mir den erbetenen Urlaub zu erteilen. Gern will ich bekennen, daß ich mich soweit in den Gedanken der Reise hineingelebt hatte, daß ich recht unwillig die absagende Nachricht des Konsistoriums aufgenommen habe. Aber nun danke ich der festen Haltung des Herrn Borchardt, des Leiters des Fürsorge-Vereins für deutsche Rückwanderer, wodurch Klarheit in die Sache hineinkam. „Die Sache muß sich als reines und klares Gotteswerk erweisen," wurde mir zum Bescheid — „darum darf hier nichts Erzwungenes, Trotziges, Eigenmächtiges sein. Bis auf Weiteres wird aus der Sache nichts." — Geduldig rüstete ich mich zur Heimreise, ließ mich gern umschweben vom Weihnachtszauber, ging mit meiner Tochter auf den Weihnachtsmarkt, um die da daheim zu erfreuen. Zu Weihnachten daheim sein zu können und den nach 7½jähriger Abwesenheit heimkehrenden Sohn Eduard begrüßen zu können, ist wahrlich eine Aussicht, der man manchen Lieblingsgedanken zum Opfer bringen kann. Die Amerikareise war nun bis auf Weiteres erledigt. Nun galt's flink die teure Schiffskarte losschlagen, auch die Reiseausrüstung irgendwie an den Mann zu bringen. Die Freude des Wiedersehens mit den Meinigen erfüllte mich. Da auf einmal — eine Vorladung vor den Oberkirchenrat und hier wurde mir eröffnet, vom Posener Konsistorium sei ein Telegramm eingegangen, mir sei die Reise bewilligt. Noch habe ich's nicht erfahren, was so umstimmend auf meine Vorgesetzten gewirkt hat, aber wie mit Blitzlicht war meine Lage beleuchtet: hier war nichts Eigenes, Selbstisches, es ist

des Herrn klarer Wille. Meine Schiffskarte war noch nicht verkauft.. Nun ging's ans letzte Einkaufen. Telegraphisch wurden die Kinder Artur und Erna zum Abschied bestellt. Unvergeßlich wird uns die gemeinsame Abendmahlsfeier und der letzte Abend bei meinen Kindern, wo auch Borchardts in unsrer Mitte waren, sein Gesang und Gebet vereinigte uns alle vor dem Angesicht des Höchstens. Pünktlich traf auch mein Reisegefährte Pastor Schneider bei mir ein und unter den herzlichsten Segenswünschen unsrer Freunde traten wir am 14. Dezember die Reise an.

Donnerstag, den 23. Dezember 1920. „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben." So singen daheim heute die Kinder. So erklang es seit 3 Jahrzehnten in unsrem Hause. Zuerst lallte es unser Aeltester allein vor 30 Jahren. Dann wurde der Chor größer und größer — bis unsre lieben Elfen, wir wir sie nannten, alle den Chor bildeten. Später zerstreuten sie sich, aber nie hat's an Jugend bei uns zu Hause gefehlt, die dieses Lied erklingen ließ, und sie war auch stets gesund und heiter und hoffnungsfroh und auch nie hat's an Gaben gefehlt, welche die große Gottesliebe darstellen sollten wie einzelne Sonnenstrahlen die belebende Kraft der Sonne bringen. Heute klingt's in mir still und verborgen: morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben. O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war und noch ist. Aber ohne Gaben kommt auch diesesmal der Weihnachtsmann nicht zu mir. Nun sitze ich wieder und schreibe. Drei Tage war ich dazu unfähig, da lag ich in meiner Kabine, zusammengekauert, keines Gedankens fähig. Ich stand ganz unter dem Eindruck des Einen Worts: stirb und werde. Nicht, daß ich sonderlich krank gewesen wäre, aber mein Sinnen und Denken war ganz ausgeschaltet. Alles, was in den verborgensten Tiefen des Unterbewußtseins lebt, wurde lebendig, wie quälte es mich, daß ich meiner Mutter einst wehe getan, daß ich so unendlich vieles versäumt und unterlassen, ja oft Wunden geschlagen statt zu lindern — ja es ist nicht anders: der Ewige, der die Tiefen des Meeres aufwühlt, wühlt auch meine Seele auf. Wenn ich so das Bersten unsres Riesenschiffes vernahm und spürte und dachte: sonst hast du zu Weihnachten 2 Nüsse in die Hand genommen, ein Druck und sie knackten. Heute macht's jemand mit dem Schiff und mit dir. O wie nichtig sind doch die Menschenkinder, die sich so groß dünken — und wie hehr und gewaltig ist der Eine, der Himmel und Erde und das Meer geschaffen. Ist's möglich und denkbar, daß der Eine und Erhabene, der mir noch nie so gewaltig erschienen ist, als wo ich so zerbrochen wie eine Scherbe mich von den Wellen des Weltmeeres treiben lasse, ist's möglich, daß er in dem Kindlein zu Bethlehem erschienen ist? Dem sinne ich nach und spähe nach den ersten Strahlen des Morgenrots. Dunkle Nacht um mich her. Endlich tagt's. Doch gleichzeitig Sturm und Gewitter, Donner, Blitz und schreckliches Krachen. Und laut stimme ich an: Christ Kyrie! komm zu uns auf die See! Wie das Lied wohl tut. Die lichte Heilandsgestalt ist vor meine Seele getreten, wie es uns Matth. 14 beschrieben wird. „Fürchte dich nicht!" spricht er, „ich bin's." O, wenn ich jenes Wort vernehmen dürfte, das du dort sprachst, als sich Sturm und Wellen legten. Das Wort hörte ich nicht. aber die Wellen spotteten meiner und tobten wie es im 46. Psalm heißt: Das Meer wütet und wallet, daß von seinem Ungestüm die Berge einfallen möchten und ich sage: Einer ist's, der uns bewacht, Christ, Kyrie, komm zu uns auf die See! „Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben, mit

ihren Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind," so klingt's fröhlich und dankbar in meinem Herzen und nun spotte ich des Ungestüms da draußen. Ruhig, klar und sonnig wird's allmählich da drinnen in dem Meer da inwendig, in meiner Seele! — Der treue himmlische Vater, der mich über's Meer führt, hat mir in meinem Reisegefährten Pastor Schneider einen so prächtigen Geleitsmann gegeben, daß ich durch diese Gabe tief gedemütigt und im Glauben gestärkt werde. Als ich so teilnahmslos dalag, waren mir seine Andachten tiefe Labung. Und wenn er mir seine Tagebuchblätter vorlas, war es mir, als säße ich an den heiligen Brünnlein des Höchsten. Da strömten heilige Gedanken, gefaßt in der Brunnenstube eines vom Gottesgeist gefügten und geweihten Sinnes.

So gehe ich denn zum heiligen Christ, will's Gott, nicht leer aus: Er kommt mit seinen Gaben, segnet, tröstet, heilt die Wunden und gibt Frieden.

Schmerzlich wird's gewiß morgen sein. So lange ich denken kann, habe ich Weihnachten das „Ehre sei Gott in der Höh" angestimmt mit der gläubigen Gemeinde. Hier auf dem Schiff gibt's unter den ca. 1500 Personen ungefähr 6 oder 7 Evangelische. Es ist so schmerzlich, daß die Deutschen vom Weltverkehr gegenwärtig ausgeschlossen sind. Es ist für ein Kind bereits ehrenrührig, wenn man ihm sagt: mit dir spielen wir nicht; aber vom Weltverkehr ausgeschlossen sein, ist nicht nur beschämend, sondern auch schädigend, denn was täte uns jetzt mehr not als reger Weltverkehr! Ich werde aber dabei an eine Geschichte aus meiner Schülerzeit erinnert. Wir hatten damals ein Ehrengericht. Dasselbe verhängte über meinen Kameraden das Urteil des Verrufs, d. h. 3 Wochen war der Kamerad aus dem Verkehr mit den anderen Kameraden ausgeschlossen. Ich konnte das Urteil nicht billigen und unterzog mich freiwillig dem Geschick des abgeurteilten Freundes. Angenehm war die Lage nicht, aber wenn man nur das zu erringen sucht, was der Apostel nennt ein unverletzt Gewissen — so ist man doch reich. Das unverletzte Gewissen ist nämlich der unverletzten Perle gleich. Ich will nicht sagen, daß unser Gewissen unverletzt ist, aber die Zeit ist gut dazu, daß wir nach einem unverletzten Gewissen ringen und die Herrlichkeit und den Reichtum eines unverletzten Gewissens erkennen. Sonst ist unser Schiffsvolk schier vergleichbar den Bewohnern der Arche Noahs, der Vergleich sei mir verziehen. Dort von allen Tieren des Feldes je ein Paar — hier von allen Bewohnern Europas: Italiener, Engländer, Franzosen, Leute, die aus der Bukowina, Littauen, Rumänien kommen, Juden, Ruthenen, Ungarn und Polen. Im allgemeinen ein Volk, über das der Herr unbedingt sagen würde: mich jammert des Volkes, denn sie sind wie Schafe ohne Hirten. Mit am stärksten ist das Judenvolk vertreten. Ich halte doch das Judenvolk für einen Prüfstein der Völker, durch den an uns offenbar werden soll, was an uns dran ist sonderlich vom Geist und Wesen Christi. Die meisten von ihnen gehen sorgenbeschwert umher. Es herrscht das Gerücht, daß die canadische Regierung alle ihr aus irgend einem Grunde mißliebigen Personen nicht an Land läßt, sondern unbarmherzig zurücksendet. Was nun tun, so höre ich die jungen Leute reden, und hier in der 2. Klasse sind meist gebildete und wohlhabende Leute. Ich stürze mich dann ins Meer, sagte der eine und ich jage mir eine Kugel durch den Kopf, der andere. Warum denn so verzweifelt? frage ich. Ja, wo sollen wir denn hin, nirgends finden wir Aufnahme, nirgends können wir etwas beginnen. Diese beiden jungen Leute trafen wir bereits im Eisenbahnzuge von Cöln aus. Damals war noch ein Dritter bei ihnen. Der klagte ihnen sein Leid: ihm fehlen 50

Dollar, um sie bei Ankunft in Canada vorzuzeigen. Diese beiden besannen sich nicht lange und streckten ihm das Geld vor. Leider erwies er sich nicht auf dem Schiff und den jungen Leuten war Ihr Mißmut nicht übel zu nehmen. Aber die schlechtesten sind sie doch wahrlich nicht, und für sie sollte es auf Erden keinen Raum geben? Vielleicht stellt sich Jesus mehr auf deren Seite als auf unsere Seite, denn er gehört auch zu denen, von welchen es hieß: sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Viel, viel muß von unserm bisherigen Christentum fallen. Alle menschlichen Hüllen und jedes Dunkel bis die Gotteskraft der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Wahrheit und Liebe zum Durchbruch und zur Entfaltung kommen. Möge uns das diesjährige Weihnachtsfest auf diesem Wege einen Schritt weiter bringen.

24. Dezember, 3 Uhr mittags. Zu Hause ist's zwischen 8 und 9 abends. Der Weihnachtsgottesdienst ist vorbei, auch die häusliche Feier. Sehr tröstlich ist der eine Gedanke, daß unser Herr und Heiland mit seinem Wort und seinem Frieden, mit seinen himmlischen Gaben bei Euch Allen ist, Ihr meine Lieben. Du erscheinst mir heute so traurig, Mutterchen! 31 Jahre hindurch haben wir in Herzenseinigkeit unter dem Christbaum gestanden, das himmlische Licht hat uns stets erquickt und unser Leben verklärt. Jedes Weihnachtsfest war doch ein Ruf: Höher hinauf, ins Lichtreich hinein. Nicht wahr, wir nehmen auch in diesem Jahr aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, das sei unser Trost, liebes Schatzchen, und auch Euer Halt, lieben Kinder und liebe Gemeinde. Menschen kommen und gehen, auch Väter, Hirten und Lehrer — Alles, alles ist vorübergehend. Einer bleibt, einer gibt vollkommene Güter, Einer wirkt ein vollkommenes und bleibendes Werk, Jesus Christus unser Heiland. Ich habe die gewisse Zuversicht, daß er auch dieses Jahr unter uns zur Geltung kommt und daß wir in der Hingabe an ihn auch durch dieses Weihnachtsfest gefördert werden. Eins empfinde ich grade dieses Jahr so dankbar: wir schauen heute alle gemeinsam zu ihm unserm Heiland empor. Das ist eine unendliche Gnade, die uns zuteil geworden ist, auch unser Aeltester, Willi, ist bestrebt, sein Haus Jesu Herrschaft zu unterstellen, Artur wird vielleicht in diesem Jahr bereits in Haus und Gemeinde Jesu Macht und Herrlichkeit verkündigen, das sind für uns gar köstliche Weihnachtsgaben. Aber die Liebe war ja gewiß wie alle Jahre so auch diesesmal unter Euch rührig gewesen. Mit Martha habe ich Einiges eingekauft, hoffentlich hat Arthur Euch die Sachen gebracht. Ich kam aber leider nicht dazu, für Alle etwas zu besorgen. Hoffentlich hat Mutterchen gesorgt, daß Niemand vergessen wurde. Mutter hat mir auch geschrieben, daß Ihr schon lange rührig wart mich zu erfreuen, habt innigen Dank, verwahrt's nur schön, nächstes Jahr, so Gott will, bekomme ich dann doppelte Geschenke. Das wird schön sein! Und nun, lieben, teuren Kinder und Mutterchen: Das O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit soll wieder ganz glockenklar erklingen in dankbarem Glauben und herzlicher Liebe. Da soll kein Mißton der Klage und des Murrens die herrliche Harmonie stören. Wenn nur jenes eine Wörtlein: Christ der Retter ist da — recht zur Geltung kommt, dann gibt's auch gesegnete Weihnachten — das wünsche ich von ganzem Herzen Euch daheim, den Kindern und Geschwistern weit und breit, unsrer lieben Gemeinde, unserm gesamten deutschen Volk, allen Elenden und Zerstreuten, der armen zerquälten Menschheit. —

In den letzten Tagen gehen die Wogen hoch. Wir haben meist Nord-

west-Wind und der faßt unser Schiff von der Seite. Mein Tisch, an dem ich schreibe, kommt oft bedenklich schräge zu stehen. Aber es ist sonderbar, daß sich fast alle an das Schaukeln gewöhnt haben. Die meisten halten sich tapfer. Bei Tisch sagte heute ein Herr: wenn's gut geht, sehen wir morgen abend Land. Wie mich das Wort elektrisierte! Wie muß es Columbus zu Mute gewesen sein, als die Matrosen ihn schier erwürgen wollten, als plötzlich der Ruf: Land, Land! ertönte. Ja man muß sich auf dem Weltmeer getummelt haben, um die Bedeutung des Wörtleins „Land" zu erfassen. Das Weltmeer, in das die Länder und Inseln gelagert sind, kennt doch nichts anderes als Tod und Verderben. Und nun hat uns der gütige himmlische Vater das Land bereitet. Mir ist als hörte ich seine Stimme, wenn er uns zuruft: Kinder, hier ist Land, hier lebt und wirkt und seid fleißig und glücklich und dient mir und schaffet rechte Gotteswerke. So klingt's einem in den Ohren, wenn man hier auf dem Weltmeer das Wörtlein Land hört — dann denkt man nicht an Erde oder Wald oder eine Stadt, nein, man denkt an eine Gottesgabe, die uns bereitet ist, damit wir etwas wirken zu Gottes Ehre. Was ist aus dem Lande dieser herrlichen Gottesgabe geworden? Ein Tummelplatz böser Geister bis zum heutigen Tage! Mir klingt in den Ohren ein Wort, das Borchardt im Gespräch mit dem Vorsteher der amerikanischen Quäker-Gemeinde sagte: Deutschland kann nur geholfen werden, wenn es durch und durch Bauernland wird, und ergänzen wir das Wort dahin, daß die Bauerschaften auf christlicher Grundlage sich auferbauen sollen, so winkt uns in dem Dunkel dieser Zeiten ein leuchtendes Ziel. Alle arbeiten, sind freie, durch Selbstzucht gefestigte Bauern. Jeder, der mitarbeiten will — hat dann auch Raum und gelangt zu einer eigenen Heimstätte. Wie sehnen sich unsere Brüder von drüben darnach: nach Deutschland zu kommen! Vor meiner Abreise in Berlin waren Briefe von Schmeichel und Pastor Dringer eingegangen. Aus ihren Briefen klang der Schrei Unzähliger entgegen, ach, doch jetzt nach dem Mutterland. Gegenwärtig bekommen sie alle keine Einreisegenehmigung. Aber wenn wir genügend Bauernland haben, können wir unsere Tore weit auftun und allen zerquälten und heimatlosen Brüdern Heimstätten bereiten. Zu diesem Werk bin ich auch berufen, und das stärkt meinen Mut, wenn mich die Wehmut überkommt. Möge Gott der Herr in Gnaden dieses Werk segnen, damit das Wörtlein „Land" wieder seinen gottgeweihten Klang erhalte, wie von uran und es im vollen Sinne des Wortes heißen möge: Friede auf Erden!

Heilig Abend auf hoher See 1920!

Es dunkelte. Alle unsere Hoffnungen, eine rechte Weihnachtsfeier veranstalten zu können, schienen sich nicht erfüllen zu wollen, waren wir doch nur 3—4 evangelische an Bord. Mein Freund und ich setzten sich in die Kabine, holten unser Weihnachtsgebäck hervor und gedachten unsrer Lieben daheim. Aus dem Korridor drang aber anheimelnder Weihnachtsgesang in unsern Winkel hinein, bald standen wir mitten unter den Stewards, den Schiffsdienern und sangen: Herbei, o ihr Gläubigen, fröhlich triumphierend, o kommet, o kommet nach Bethlehem, jene englisch und vlämisch, wir deutsch, noch vor kurzem in feindlichem Gegensatz zu einander, nun vereint in einem im Weihnachtschor, im Weihnachtsgedanken, die Unbekannten und Fremden vereint in schöner Harmonie. Die Herzen wurden weich, erschlossen sich. Ein Steward begann von seinem Großvater zu erzählen, der sei ein hoher würdiger Mann gewesen, ein Hugenotte, man hätte ihn seines Glaubens

wegen verfolgt, und da hätte er angestimmt das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott. Begeistert stimmte es der Steward an und wir fielen mit ein. Wir fühlten uns auf den Spuren des Geistes Luthers, wie es uns anheimelte! Längst vermißte Brüder finde ich nun in Jesu wieder! „Aber wir machen uns doch heute eine Weihnachtsfeier," meinte mein Freund, „und wenn wir auch nur das alte Mütterchen aus dem Oldenburgischen in unsere Kabine einladen." Wir wollten uns zum wenigsten die Weihnachtsgeschichte zusammen lesen. Du bleibst noch etwas beim Mütterchen, ordnete mein Freund an, und ich hole das Buch. Wir da oben wurden bereits ungeduldig, wo nur unser Freund mit dem Buche bleibt. Endlich erscheint er strahlend: so, jetzt bitte ich, nach 2 Minuten kommt doch in die Kabine. Ich werde wirklich neugierig wie vor 50 Jahren. Wir kommen in die Kabine und da war uns wirklich Weihnachten bereitet. Tannenzweige aus Bayern hatte mein Freund in seinem Koffer, nun waren sie mit Sternchen und Röschen geschmückt. Das wunderschöne Richtersche Weihnachtsbild leuchtete uns entgegen, Kerzen durchleuchteten weihnachtlich den kleinen Raum. O, welche Freude, sagte unser altes Mütterchen. Sieben Jahre bin ich nun schon ganz einsam. Seitdem mein Mann und die Kinder, die ich in Deutschland hatte, tot sind — habe ich kein Christbäumchen gehabt und nun in der Fremde, auf weitem Meer — Weihnachten! Und die Augen leuchteten in kindlichem Glanz. Aber Mütterchen, sagte mein Freund, wir singen uns doch ein Weihnachtslied, und bald erklang's in unsrer kleinen Kabine: O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit. Darauf verlas mein Freund das Weihnachts-Evangelium. Ich hielt das Gebet, in welchem wir uns beugten vor dem, der besucht und erlöst hat sein Volk, um uns teilzugeben an seinem ewigen Heil. Wir fühlten uns so ganz und gar wie am Kripplein Christi, von dem uns köstliches Ewigkeitslicht entgegenleuchtete, wir fühlten uns so ganz eins mit allen denen, die im Glauben Weihnachten feiern, ob sie droben sind bei dem Herrn oder hier auf Erden zerstreut in allen Landen. Von seiner Liebe und Barmherzigkeit fühlten wir uns alle umfangen. Und nun müssen wir noch ein Lied singen, sagte mein Freund, denn ohne dieses Lied gibt's für mich nicht Weihnachten, nämlich: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all, denn zu Weihnachten sind wir alle fröhliche Kinder und freuen uns wie Kinder nur sich freuen können. Und zu dritt sangen wir: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all, und die Kinderfreude hatte uns erfaßt — das ist das Weihnachts- und das Glaubenswunder. Grade mein Freund hätte viel Ursache zur Klage und zur Wehmut gehabt: von Weib und Kind seit zwei Jahren getrennt — und dort, wo sie weilten, das Toben des Bolschewismus. Aber in der Weihnachtsherrlichkeit verschwinden alle Schrecken. Was macht's dem Meer, wenn man einen Tropfen Gift in dasselbe hineintut? Wahrlich, die Gewässer bleiben dieselben. So stehen wir zu Weihnachten an dem Meer der Liebe, das sich in Jesu offenbaret — da drin müssen die Schrecken alles Mangels und alles Leides verschwinden. Aber wir waren zu froh, um allein Weihnachten zu feiern, die Schiffsdienerschaft aus der Umgegend kam herbei, sie alle erhielten Labung von unserm Weihnachtstisch. Dann holten wir uns ein einsam reisendes Fräulein aus Köln, einen Musik-Professor nebst seiner Mutter aus Oesterreich, sie waren wohl katholisch — aber plötzlich verstanden wir uns, der Geist der Liebe und des Menschentums drang vom Kripplein Christi uns entgegen, beglückte und vereinigte uns. Nach traulicher Unterhaltung begaben wir uns in den

großen Saal, wo der Musik-Professor durch edle Musik uns in der gehobenen weihnachtlichen Stimmung erhielt.

„Aber wie köstlich es draußen ist," sagte jemand plötzlich. Das Meer so still und der helle Mondschein. Wir traten hinaus, fürwahr, ein überwältigendes Bild bot sich unsern Augen. Acht Tage sind wir nun auf dem Meer und es war ein ununterbrochener Kampf mit dem Ungetüm des Meeres. Es war als könnte das Meer es uns nicht verzeihen, daß wir in seine erhabene Stille, in seine verborgene Welt, die es dem Menschen nicht erschließen möchte — eingedrungen waren. Ja, welch einen Riesenkampf hatte unser Schiff, — doch auch nur ein Gebäude der schwachen Menschenhand — die 8 Tage hindurch zu kämpfen. Lange Zeit kamen die Wellen von vorn. Das Meer wollte uns den Weg versperren, es hatte seinen Rachen weit aufgetan, um uns zu verschlingen. Wenn das Gewoge haushoch emporzischte, so war's, als ob das Ungetüm seinen ganzen Geifer uns ins Angesicht speien wollte. Dann plötzlich als ob es sich besonnen hätte, begann eine Jagd hinter uns her, Welle auf Welle wälzte sich gegen uns her, als wollte es uns ereilen. Aber wir Menschlein lachten und sagten, wir kommen doch nur immer flinker vorwärts. Da wurde das Ungetüm von wilder Wut ergriffen. Es fiel uns in die Flanken. Wie bog sich unser Schiffsleib, wie ein von der Seite angeschossener Hirsch. Wie oft hatte man das Gefühl, noch eine Handbreit tiefer und dann ist's aus. Man wunderte sich, daß das Schiff immer wieder sich emporhob. Dem Ungetüm gelang sein Werk nicht. Und wenn es sich auch nur um eine Handbreit handelt, der, der über uns wacht, hat der Gewalt des Meeres auch darin seine Grenze gesteckt. Und jetzt am Heiligabend eine erhabene Ruhe! Wie ein Sieger, der seinen Feinden entronnen, gleitet unser Schiff ruhig dahin. Wir können wieder auf Deck gehen und uns dankbar dem erhebenden Eindruck des Friedens da draußen hingeben. Labende Luft strömte uns entgegen. Das ruhige Mondlicht ließ das Meer in festlichem Silberglanz erleuchten. Am Horizont war leichtes und klares Wolkengebilde. Mir war's, als sähe ich in dem Frieden, der von oben kommt, unsre wolhynischen Siedlungen. Alles vom himmlischen Licht durchstrahlt, Alles verklärt und verherrlicht. Vielleicht kann der Friede solches einst schaffen! Friede auf dem Wasser, so kann man heute wohl sagen,, und wie wunderbar ist schon dieser Friede. wie wird's aber einst sein, wenn es heißen wird: Friede auf Erden! O wirke Du solches, der Du so wunderbar unser Gebet erhört hast. Christ Kyrie, komm zu uns auf die See! So verlebten wir Heiligabend auf See 1920.

Unsere Seereise.

28. Dezember 1920.

Nun sind wir 10 Tage auf See. Europa, unsere Heimat mit all dem großen Leide und dem schrecklichen Wirrwarr liegt weit, weit hinter uns. Auch innerlich sind wir von jener Welt so wie losgelöst. Die 10 Reisetage auf See haben uns mit unsern Reisegefährten fest zusammengeschlossen. Sonst haben uns tiefe Klüfte getrennt. Bei jedem Schritt auf dem Schiff hört man fast eine andere Sprache: Englisch, Französisch, Italienisch, Deutsch usw. Alles durcheinander. Aber die Seereise hat die verschiedenen Seelen auf denselben Ton gestimmt, alle stehen unter denselben Eindrücken und Erwartungen. Man nähert sich einander. Unter der Urmacht der Elemente erwacht das Reinmenschliche. Welche lieblichen Züge wahren Menschentums

treten da zu Tage. Unser altes Mütterchen, Frau Schur aus dem Oldenburgschen, lag einige Tage krank in der Kabine. Der Steward und die Stewardeß bedienten sie in rührender Weise. Damit sie es nicht einsam habe, nahmen Pfleger und Pflegerin zusammen mit ihr den Tee ein. Aber mit der Unterhaltung wollte es nicht gehen, kein Sterbenswörtchen konnte man einander sagen. Nun wollten die Pfleger doch gern wissen, wie alt das Mütterchen sei. Jeder wies auf sich hin und schrieb sein Jahresalter hin, das Mütterchen begriff die Sache schnell und schrieb 76 hin. Da streichelten sie ihr Wange und Hände und erwiesen ihr noch mehr Zärtlichkeit. Auch der Diener zu Tisch erwies dem Mütterchen seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Weihnachten war das Schiff mit den verschiedensten Farben geschmückt. Ja, sagte das Mütterchen, wie ist denn das mit der deutschen Flagge: schwarz, weiß, rot — die sehe ich ja garnicht. O doch, sagte der Kellner, wir haben auch deutsche Passagiere an Bord und zum erstenmal erscheint heute bei uns die deutsche Flagge — und wies auf sie hin. Nun war das Mütterchen zufrieden. Spürte es vielleicht den Anfang einer neuen Zeit, wo das „Friede auf Erden" sich schüchtern aber endlich doch Bahn bricht? Die Weihnachtsfeier ließ uns alle wohl recht unbefriedigt. Der Eßsaal war wohl festlich geschmückt und wir reichten uns mit unsern Tischnachbarn, Engländern und Franzosen die Hand, aber sonst wußte wohl kaum jemand, was er sich unter Weihnachten denken sollte. Einige Juden kamen auf mich zu und sagten: Gibt's heute keine Christfeier, keinen Christbaum? Wir hatten uns schon darauf gefreut. Am Abend sollte nun ein Unterhaltungsabend stattfinden. Es wurden leider nur Possen und Scherze von der Schiffsmannschaft dargeboten. Eigentlich war das Fastnacht und nicht Weihnachten, sagte mir nachher ein Jude, in dem wohl eine unbewußte Sehnsucht nach dem rechten Weihnachten schlummerte. Ja, das rechte Weihnachtsfest in seiner Innigkeit, göttlichen Tiefe und reinen Freude scheint bisher nur dem deutsch-evangelischen Volk aufgegangen zu sein. Wie unangenehm empfanden wir grade an diesem Abend die ausgelassene Lustigkeit unsrer Mitreisenden. Lacht nur, so dachten wir, Ihr lacht doch nur, um die innere Angst, Qual und Oede nicht zu empfinden, euch darüber hinwegzutäuschen. Nicht selten erwähnten ja die Reisenden die Titanic, wo die Passagiere im tollsten Trubel waren, als das Schiff zu sinken begann. Da nützt der Trubel nicht allzuviel — eine ganz andere Kraft hat da des Apostel Paulus Wort: Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur, d. h. auch keine andere Welt mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist.

Und wie ist doch eigentlich die ganze Reise und Alles, was wir hier sehen und erleben, dazu geeignet, uns an diese ewige Gottesliebe zu binden und zu ketten. Wenn wir nur ein ganz klein wenig über unsre Lage nachsinnen möchten und nicht so schrecklich stumpf daliegen, wie leider so viele unsrer Mitreisenden. Fragen wir nur, was garantiert uns, daß wir auch **die rechte Richtung einhalten.** Es ist finstre Nacht, wir sind auf weitem Weltmeer, gut — nach Amerika sind's noch etwa 1000 Kilometer, aber wenn wir etwas zu viel nach rechts fahren, dann kommen wir überhaupt nie ans Land, dann geht's ins Eismeer hinein. Pah! sagst du, wer so fragen kann, dazu gibt's ja den **Kompaß,** davon haben wir schon in der Schule gelernt. Ja, aber denk dir mal, daß in der Nähe des Kompasses sich größere Metallplatten befinden, die ziehen die Magnetnadel an, dann sind wir doch alle 2000 Personen mit Mann und Maus verloren. Siehst du, wie wichtig es

ist, daß die Magnetnadel nur mit dem entfernten Nordpol in Verbindung steht und mit ihm allein. Und so muß auch unser Herz mit dem ewigen Gott und mit ihm allein in Verbindung stehn. Denn — übt etwas anderes einen größeren und beherrschenden Einfluß auf uns aus, daß die Anziehungskraft, die von Jesu ausgeht, den Einfluß auf uns verliert — dann versinkt der Einzelne und die Menschheit ebenso wie das Schiff, wenn der Kompaß die Verbindung mit dem Nordpol verloren hat. Täglich wird die Tiefe gemessen, aber die Leute sind so gleichgültig, ob die Tiefe 200 oder 300 M. beträgt. Was kümmert's sie? Und ist's nicht wunderbar, daß wir auf der Tiefe erhalten bleiben? Da unten im Maschinenraum sind die Leute geschäftig. 2400 Zentner Kohle verbrauchen wir täglich und in den 10 Tagen unsrer Reise versagten die Maschinen in dem für uns unzugänglichen Raum keinen Augenblick; weh uns, wenn in der Maschine eine Störung eintritt, wenn es an Kohle mangelt. Die Leute machen sich darüber keine Gedanken, sie langweilen sich auf den Sesseln. Mich dünkt's aber ein Wunder zu sein, daß Alles so gut funktioniert, es dürfte auch gut sein, sich an des Apostel Paulus Wort zu erinnern: Betet ohne Unterlaß. Und da in der Tiefe der Seele ist der verborgene Maschinenraum, wo es an der Glut des Glaubens nicht fehlen darf, wenn wir vorwärts kommen sollen. O, daß das innere Leben in unserm Volk und in der Menschheit funktionieren möchte, sonst gibt's doch früher oder später einen Untergang.

Wir merken nichts von der Schiffsleitung. Ich habe bisher weder jemanden von der Schiffsherrschaft, noch den Kapitän oder Steuermann oder Maschinisten gesehen oder ihre Stimmen gehört, aber ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß sie da sind und ihres Amtes walten. Von dem Kapitän erzählt man übrigens, daß er in der Nacht kein Auge zumacht, er ist die ganze Nacht in Tätigkeit, bald auf Deck, bald unten, bald oben. Ich zweifle auch daran nicht, obgleich ich bisher alle Nächte gut geschlafen habe und von einem Walten des Schiffsgewaltigen nichts gemerkt habe. Aber wenn ich sage, es gibt einen Höheren, der über uns waltet, der nicht schläft noch schlummert, der uns trägt und leitet, so werde ich von Menschen ausgelacht und sie fragen, ob ich ihn schon gesehen hätte — werden sie es je verantworten können?

Aber neulich war doch unter der Schiffsmannschaft wie unter den Reisenden eine sichtliche Bewegung. Der Sturm war unerbittlich, man befürchtete einen Orkan. Was denken Sie, sagte mir ein Mitreisender, das ganze Schiff kann bersten und brechen. Es ist doch nur ein Menschenwerk und die Elemente toben und toben und plötzlich kann der Schaden da sein. Und was dann? möchte man ihnen allen zurufen. O, daß die Menschen doch erkennen möchten den überschwenglichen Reichtum der Größe unseres Gottes und Heilandes, woran wir doch ein Erbrecht haben und wenn wir alles Bestehende und Sichtbare hingeben sollen, so ist's eigentlich der Moment, an dem wir in den Besitz dieses Reichtums treten sollen.

Ein Glück ist's, sagte mir heute ein Mitreisender, daß wir die **drahtlose Telegraphie** an Bord haben. Kommt's schlimm, wir geben ein Zeichen und die vom Lande kommen, uns zu helfen. Von 200 Meilen? denke ich. Von dorther kommt doch keine Hilfe. So klammert sich der Mensch an eine Hoffnung, wenn's auch ein Strohhalm ist, aber es müssen nur menschliche Hoffnungen sein, wenn sie auch ganz nichtig und trügerisch sind. Göttliche Hoffnungen, wenn sie auch fest sind wie ein Fels, lehnt der Mensch meist ab. Was nützt uns die ganze drahtlose Telegraphie, wenn wir noch 200 Meilen

vom Lande entfernt sind? Bis Hilfe vom Lande kommt, können die Wellen uns schon längst verschlungen haben. Aber unzweifelhaft ein wunderbares Ding ist der drahtlose Apparat. An den Masten gehen einige Fäden hin und her und so gehen die elektrischen Wellen von hüben nach drüben auf tausende von Meilen. Nun, ich bin der Ueberzeugung, daß unser Gemüt und unsre Seele, der ganze Apparat unseres Innenlebens mit seinem Glauben, Lieben und Hoffen und Beten ein weit wunderbareres Werk darstellen als die drahtlose Telegraphie. Nun gibt's einen Verkehr bei denen, die vom Gottesgeist erfüllt sind, über Länder und Meere. Auch die Welten hier unten und da droben stehen in Verbindung durch die Kraft, die von Jesu ausgeht und unser Seufzen hier unten und die göttliche Vatertreue oben, Alles ist verbunden. O, daß wir alle in diesem Verkehr ständen! und das Wort aus dem himmlischen Heiligtum, das Wort: Es werde Licht! sollte nun laufen von einem Weltteil zum andern. Abends findet jeder an seinem Gedeck das neueste Marconigramm, d. h. die letzte drahtlose Nachricht. Lächelnd zeige ich meinem Tischnachbarn das letzte Marconigramm, sehen Sie mal, sage ich, was uns auf das stürmische Meer hin für wichtige Nachrichten berichtet werden: In England hat beim letzten Weltfußballspiel der und der Klub gesiegt. Was uns das hier angeht? Lachen Sie nicht, sagte er, dieser Sport das ist's, was England groß gemacht hat. Ich aber dachte an des Apostel Paulus Wort: Die leibliche Uebung ist zu nichts nütze, die Gottseligkeit aber ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Ich für meinen Teil hätte größere Freude, wenn ein Marconigramm nach dem andern in die Welt ginge mit der Mitteilung: Die Gottseligkeit ist in Deutschland erwacht, alle Gottseligkeitswerke nehmen in Deutschland einen neuen Aufschwung. Das wäre schon wichtiger und herrlicher. Gott schenke es uns!

Heute hatte ich mit zwei jungen Männern von ca. 28 Jahren eine Unterhaltung. Beide gehen nach Canada, um sich dort eine Existenz zu begründen. Der eine behauptet, in Polen ein Gut zu besitzen, tritt sehr vornehm auf, ja er behauptet auch, in meiner früheren Heimat Kowno besitzlich zu sein. Der andere — ein gelehrter Herr, der allerlei Wissenschaften studiert hat. Und was wollen die Herren in Canada? fragte ich sie. Wir wollen Farmer werden, im Acker arbeiten. Der eine tat sehr groß, er sei ein studierter Landwirt, hätte auch einen guten Batzen Geld. Der Gelehrte war etwas kleinlauter. Ob ich wohl mit solchen Händen auf dem Lande etwas werde schaffen können? fragte er mich. Nun, von diesen zarten Kinderhänden konnte man allerdings nicht viel erwarten, aber es lag mir fern, den arbeitsfreudigen jungen Herren den Mut zu rauben. Gewiß, meine Herren, sage ich ihnen, es ist recht, wenn ihr zur Natur und, wie ich euch raten möchte, auch zur Quelle des Lebens, zum lebendigen Gott zurückkehren wollt. Es ist ein harter Weg, den sie beschreiten, aber sie gehen einem herrlichen Ziel entgegn. Ich kann ihnen nur eins raten, vermieten sie sich bei deutschen Farmern als Knechte. Machen wir, sagten sie wie aus einem Munde, wir gehn zum deutschen Farmer als Knechte. Na, dachte ich, ich übernehme es nicht, euch einem deutschen Bauern zu empfehlen. Aber es freut mich doch, daß ihr euch vom deutschen Bauern noch am meisten versprechet. Und vielleicht kommt noch gar der polnische Gutsbesitzer als Knecht zu seinem früheren Pächter. Es muß halt die Welt umrangiert werden, damit sie wieder ins rechte Geleis kommt. Glücklich, wer sich der ordnenden Hand fügt!

29. Dezember 1920.

Land, Land, Land!

Silberleuchtend grüßt uns Amerika. Die neue Welt, bestrahlt von der hellsten Mittagssonne! Ein erhebender und köstlicher Gruß. Unser Auge kann sich nicht satt sehen. Alles jubelt. Auch die Kranken sind wie neubelebt. Auch die Fremden möchten sich umarmen.

Und dennoch — wieviel Enttäuschungen werden sie alle dort finden. Das Land, das uns strahlend entgegenleuchtet, es sind nackte, schneebedeckte Felsen. Ganz anders klingt's in unserm Hoffnungsliede:

Es erglänzt uns von Ferne ein Land,
Unser Glaubensaug' kann es schon sehn
Und geführt an des Heilandes Hand
Werden wir einst dort jubelnd eingehn.

Darum leuchte, du Land der Erlösung und der Liebe, leuchte hell uns allen entgegen, daß wir dort bei dir, du unser Hoffnungsland, auch einmal landen können!

Viel herzliche Grüße aus Amerika, Euch Lieben daheim!

Ankunft in Canada.

30. Dezember 1920.

Im Zuge von St. John nach Montreal. Welch ein bedeutsamer Tag war der heutige. Ein Tag großen Erlebens und überwältigender Unterweisung. Nach der zwölftägigen Reise durch die Wüste des Meeres, nach den 6 Jahren des Krieges und der Wirren ist endlich Amerika erreicht, das Land, wo die Menschenwürde geachtet wird, das Land, wo Menschenrechte anerkannt werden, das Land, wohin sich heute Millionen sehnen. Ist der Vergleich mit dem gelobten Lande, nach dem sich das Volk in Aegypten sowohl als in der Wüste sehnte, ist dieser Vergleich auch ein solcher, von dem man sagt er hinkt? Ich glaube nicht. Ja ich gehe noch weiter und sage, der Einzug in dieses Land hat viel Aehnlichkeit mit dem Einzug ins Land der Seligen, der Vollendung und Herrlichkeit. Viele meiner Mitreisenden, auch mein lieber Freund Pastor Schneider haben sich die ganze Zeit über Gedanken gemacht, ob man sie ins Land hineinlassen würde. Ich muß sagen, mir kam das lächerlich vor. Ich sagte mir, wenn man einen Menschen die Reise antreten läßt und mancher setzt Hab und Gut dran und wagt sein Leben, es wäre doch undenkbar, es wäre doch zu grausam, ihm den Eintritt ins Land zu verweigern. Mein Freund wurde zuerst befragt. Im Nu war er erledigt. Na ja, dachte ich, diese törichte Aengstlichkeit. Dann kam ich dran und nun gab's ein Verhör. Zwei Mann nahmen mich vor und befragten mich eine Viertelstunde fast. Wo ich geboren, wo ich gelebt, wie lang ich in Deutschland war, wozu und zu wem und auf wie lange ich nach Amerika fahre. Mir wurde schon ganz angst und bange; ich wollte schon alle meine Sünden von meiner frühsten Jugend an bekennen. Endlich drückte der Beamte den Stempel auf meine Papiere und ich war drin — wer war froher als ich. Besonders schlimm stand es mit einem jungen Mann, der schon früher in Amerika war, fließend englisch sprechen konnte, auch genügend Geld bei sich hatte. Die ganze Reise hindurch war er von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, mancher harmlose Reisende klagte über seine anzüglichen Scherze. Plötzlich beim Aussteigen vom Schiff war der Mann nicht wieder

zu erkennen, blaß, fast leblos ging er umher, das Gesicht wie versteinert, als ob er keines Lächelns fähig wäre — und tatsächlich, er wurde nicht angenommen. „Dann wird das Lachen werden teur," sagt ein Dichter von jenem Tag. Und ich mußte an das Wort jenes Mannes denken, der da sagte, sollte er einmal ins ewige Reich kommen, dann wird er sich über drei Dinge wundern: 1. manche dort zu treffen, von denen er's nicht vermutet, 2. manche dort zu vermissen, die er dort sicher zu treffen gehofft, aber am meisten wird er sich wundern, wenn sich auch ihm die Tore öffnen sollten und er dort eingehen dürfte. Mir aber und allen meinen lieben Lesern diene dieses Erlebnis dazu, Jesu Wort zu beherzigen: Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingeht.

St. John machte auf uns durch seine Sauberkeit und Ordnung den prächtigsten Eindruck. Eine lebhafte Hafenstadt von ca. 70,000 Einwohnern. Wir gingen mit einem Freunde durch die Stadt, wo überall große Wohlhabenheit uns entgegen trat. In der Mitte der Stadt steht ein Denkmal. Ein gewisser Jung wird dargestellt, der auf dem Meer verunglückte und in einem Schwimmgürtel sich rettete und so St. John entdeckte, wofür die Bewohner ihm nun Dank wissen sollen. Das ist der Sinn aller Trübsal. Ergreifen wir nur den Rettungsgürtel der Gottesgnade und wir werden für uns und viele das rechte Land, die rechte Bergungsstätte entdecken und erringen, wo wir für immer geborgen sind. — Lebensmittel gab es in St. John reichlich und für amerikanische Verhältnisse zu billigen Preisen, namentlich allerlei Arten Fisch und prächtige Früchte. Das Volk sieht auch sehr gut genährt aus, namentlich auch die Kinder, die sich auf dem Eise tummelten und schöne rote Backen hatten. Zu Mittag aßen wir bei Chinesen. Die sollen die meisten Gaststuben innehaben. Die Speisen waren vorzüglich zubereitet, namentlich entzückte uns das schöne Weißbrot. Leider gestattete uns unser kurzer Aufenthalt nur eine flüchtige Bekanntschaft mit der auf mehreren Hügeln gelegenen und von viel Gewässern umspülten Stadt. Um ½4 bestiegen wir unsern glänzend eingerichteten Eisenbahnzug, der uns nach Montreal bringen soll. Neger, unter denen es sehr intelligente Gesichter gibt, bedienen uns in liebenswürdiger Weise. Solange es draußen etwas zu erspähen gab, wenden wir den Blick nicht von der abwechslungsreichen Gegend. Wir fuhren längs dem St. John-Fluß, der die Gewässer des St. John-Sees zum Meere führt. Die ganze Landschaft erinnert mich ungemein an den Wuoksen-Fluß in Finnland, der die Gewässer des Saima-Sees zum Meere führt. Große Gewässer von Felsen umrahmt, hin und wieder Inseln, entzücken das Auge. Leider ist hier die Vegetation bereits sehr dürftig. Im Unterschied gegen Finnland gibt es nur einen sehr schwachen Baumwuchs. Kiefer und Wachholder kämpfen schwer um ihr Dasein, die Birke hält sich bescheiden als Strauch. Nun umfängt uns dunkle Nacht. Wenn wir nicht im prachtvollen Eisenbahnwagen sitzen würden, dann würden wir hier die Schrecken der amerikanischen Wildnis schon spüren. Wir fahren im schnellen D-Zug, selten kommen wir an eine Stadt oder ein Dorf. Es ist Abend. Der erste Tag in Amerika. Unsere Gedanken eilen über Länder und Meere nach Hause zu allen unsern Lieben, wir senden ihnen Allen innige Grüße und befehlen sie alle betend und segnend der ewigen Treue und Gnade unseres Gottes. Er sei mit uns Allen jetzt und immerdar. Ich lese mir zum Abendsegen Joh. 1, 14: Das Wort ward Fleisch, d. h. das ewige Wort Gottes soll auch bei uns in Fleisch und Blut eindringen, dann wird seine Herrlichkeit auch unter uns offenbar

werden. Ich lese es in russischer Sprache. Der freundliche Leser wird mich fragen, warum grade russisch? Jederman, der canadischen Boden betritt, wird nämlich gefragt, aus welchem Lande er stamme und dann bekommt er ein Evangelium in der Sprache seiner Heimat geschenkt. Ich bekam ein Evangelium in der russischen Sprache. Also ein Gruß aus der oberen Heimat wird jedem Einwandernden in der Sprache der alten irdischen Heimat von der neuen Heimat dargeboten. Welch ein sinniger, edler, dreifacher Gruß! Möge er in vielen Herzen Anklang finden!

1. Januar 1921.

Unterwegs von Montreal nach Winnipeg. Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, daß er uns erlösete von der Knechtschaft und wir die Gotteskindschaft empfingen — so lautet das heutige Gotteswort. Das alte Jahr ist vollendet, ein neues ist uns geschenkt, o mögen auch wir erlöset werden von jeder äußeren und inneren Knechtschaft, mögen alle Fesseln, die unser äußeres und inneres Leben hemmen — von uns fallen und möge im neuen Jahre die Herrlichkeit der Gotteskindschaft erkannt werden und leuchten und überall zur Geltung kommen. In diesem Sinne gedenken wir all unsrer Lieben daheim und senden ihnen allen innige Grüße und Segenswünsche. O, daß das Jahr 1921 für uns Alle ein Jahr des Segens, des Neuauflebens und rechter Freude sein möge!

Als das Jahr 1920 von uns Abschied nehmen wollte, traf es uns recht mißgestimmt. Wohl waren wir dankerfüllt für die glücklich überstandene Seefahrt, aber nun sollten wir einen ganzen Tag uns in Montreal aufhalten, konnten hier nichts rechtes beginnen. Auch Neujahr und den ersten Sonntag nach Neujahr sollten wir unterwegs sein, während wir hofften, zum mindesten diese Tage bei unsern Freunden in Winnipeg sein zu können. Montreal ist die größte und wichtigste Stadt Canadas mit 800,000 Einwohnern, aber Deutsche gibt's dort nur ca. 100 Familien. Wir gingen durch die Straßen, bewunderten die stolzen Gebäude und hegten nur den einen Wunsch, ob wir vielleicht am Jahresschlusse einem evangelischen Gottesdienst beiwohnen könnten. Es fiel uns nicht leicht, das bescheidene Kirchlein der deutsch-evangelischen Gemeinde zu finden. Der Ortspastor Lamartin trat uns mit einer herzerquickenden Freundlichkeit entgegen. Wir waren seine Gäste zu Mittag und zum Abendbrot, er führte uns durch die Stadt, gab uns über alle Dinge, die wir erfahren wollten, Aufschluß, ehrte uns durch einen Willkommengruß vor versammelter Gemeinde und gab uns schließlich das Geleit. Das war eine Gastfreundschaft, wie wir sie allen unsern wandernden Brüdern von ganzem Herzen wünschen.

Der Pfarrer, ein Mann in den 50er Jahren, der lange Zeit in den Vereinigten Staaten tätig war, erwies sich als einer, der im lebendigen Glauben gewurzelt ist, dem die Sache des deutschen Volkes ungemein am Herzen liegt und der über die Dinge in Amerika und die Beziehungen der Völker aufs beste unterrichtet ist. Wie interessant war es, ihn über unser Erlebnis vom Jahre 1918 reden zu hören. Wie konnte man nur in Deutschland dem Wilson trauen! fuhr er auf. Ihm ging es zunächst um die Interessen der Oel-Kapitalisten (des Oel-Trusts) und von allen seinen heuchlerischen Reden hielt hier kein Mensch was, weder in den Vereinigten Staaten noch hier. Es glaubte auch in Amerika kein Mensch daran, daß Deutschland es nötig hätte oder willens sein würde, auf die 14 Punkte einzugehen. Amerikanischerseits hat man damals auch

nur deshalb so viel gefordert, weil man dachte, irgend welche Zugeständnisse würde Deutschland doch schon machen — aber daß Deutschland in Bausch und Bogen alles annehmen würde — war hier eine Ueberraschung. Der Krieg war in Canada namentlich im französischen Teil desselben (Quebec) niemals populär gewesen. Quebec gehörte früher zu Frankreich, deshalb ist hier das französische Element das stärkere. Nun haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß die hiesige französische Bevölkerung mehr auf Seiten Deutschlands als Frankreichs stand und das erklärt sich auf folgende Weise. Als Frankreich die Trennung von Kirche und Staat vollzog, wurden viele kirchlichen Güter vom Staat eingezogen. Viele katholischen Geistlichen verließen das Land und fanden in Quebec freudige Aufnahme. Die französisch-katholische Geistlichkeit hat nun auf das Volk großen Einfluß, sie erklärt das Vorgehen des französischen Staates für ein widergöttliches und wünscht Deutschland, das sie noch immer als Hort der Gottesfurcht hält, den Sieg. Zum Heeresdienst wurden die Deutschen erst später herangezogen, da die allgemeine Wehrpflicht erst später hier eingeführt wurde. Die Mennoniten, die ja den Hauptbestandteil der hiesigen deutschen Bevölkerung bilden, kämpfen ja grundsätzlich nicht. Ihnen schlossen sich die meisten anderen Deutschen an, die deshalb entrechtet wurden, d. h. ihres Stimmrechts beraubt wurden. Nun ist ihnen das Stimmrecht wieder gewährt worden, die Wogen des Deutschenhasses legen sich. Die Mennoniten, ein Völkchen, das sich durch einheitliches, zielbewußtes Wesen auszeichnet, sollten überhaupt unter uns mehr Beachtung finden. Es ist bekannt, daß die hiesige Regierung durch die englische Regierungsschule die ganze hiesige Bevölkerung ins englische Fahrwasser hineinleitet. Dem wollen nun die Mennoniten sich geschlossen widersetzen und ihre ungeschmälerte Eigenart bewahren. Das suchen sie dadurch zu erreichen, daß sie ihre prächtig eingerichteten Farmen in Manitoba verlassen und geschlossen in die Provinz Quebec ziehen wollen. Hier ist die englische Macht bereits durch das Franzosentum, dem die englische Macht nicht beikommen kann, durchbrochen, so daß die Mennoniten hoffen, auch hier unbehelligt ihre Eigenart pflegen zu können. So ist unter ihnen die Urkraft der früheren Glaubensväter noch lebendig. Diese Gesinnung veranlaßte einst die Mennoniten aus Preußen nach Rußland zu ziehen, dann aus Rußland nach Manitoba. Jetzt wollen sie weiter wandern, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen und zuerst nach dem Reich Gottes trachten — so sind sie durch alle widrigen Verhältnisse nicht mürbe und wankelmütig geworden. Soweit die Erzählung des Pfarrers in Montreal. — Am Abend nahmen wir dort am Jahresschluß-Gottesdienst teil. Der Gottesdienst machte auf uns einen tiefen Eindruck. So scharten wir uns doch noch um den Christbaum und sollten ins neue Jahr nicht hinein, ohne daß der Weihnachtsglanz uns erquickt hätte. Herr, ich bin viel zu gering all der Treue, die du an uns tust, auf diesen Ton war der Gottesdienst gestimmt. Der Altarraum stellt in wunderbarer bildlicher Weise die Liebe Christi dar. Man sieht allerlei Volk aus allen Ständen und Völkern um ihn geschart und vereinigt, der von oben her ihnen Erquickung darbietet. Die Gemeinde war während der Kriegszeit sehr zerstreut, jetzt feiert sie ihre Erneuerung, auch die Erneuerung ihres Kirchleins. Möge mit dem neuen Jahr nun allenthalben eine solche, eine rechte Erneuerung in unserm Volk vor sich gehen!

Ankunft in Winnipeg.

Winnipeg, den 6. Januar 1921.

So ausführlich werde ich wohl nicht mehr berichten können, denn die Zeit, die ich für mich habe, wird immer knapper. Für heute nur folgendes. Meine wolhynischen Freunde hier haben mich mit großer Herzlichkeit begrüßt. Von den hiesigen Pastoren wurde ich aufs liebenswürdigste aufgenommen. Gestern wohnte ich einer Versammlung bei, in der über die Organisation der Hilfsarbeit beraten wurde. Für die Sache, die ich vertrete, wurde ein Komitee gebildet. Es besteht aus zwei Vertretern der Geistlichkeit und Herrn Maron, dem früheren Schriftleiter des „Nordwesten", der gegenwärtig an der Spitze einer Bank steht, ein Mann, der in allen deutschen Kreisen Canadas bekannt und geachtet ist. Sonnabend trete ich eine Reise auf eine Woche an. Gott befohlen, innige Grüße.

Friedenstal bei Emerson, 10. Januar 1921.

Nun weile ich zum ersten Mal auf der Farm in Manitoba. Mit meinen Freunden aus Wolhynien frischen wir Erinnerungen aus vergangener Zeit auf. Es ist sonderbar, daß ich grade diejenigen Gruppen von Farmern zuerst besuchen mußte, die zuerst Wolhynien verlassen mußten. Es sind die Leute aus Anilufka, Kr. Rowno. Es war im Jahre 1890. Zar Alexander III. war eben in Rowno gewesen. Dort wurde ihm das Buch von Lipiandi überreicht: Friedliche Eroberung unserer Grenzmarken durch die Deutschen. Die Bekämpfung der Deutschen wurde in diesem Buch empfohlen und Zar Alexander machte dieses zu seiner Regierungspolitik. Gott der Herr gab ihm damals die Warnung durch das Eisenbahnunglück bei Borki, wo beinah die kaiserliche Familie umkam, aber was machte er sich draus. Zunächst sollten die Reichsdeutschen entfernt werden. Den polnischen Gutsbesitzern paßte dieses Vorgehen gut. Nun konnten sie ihren Pächtern, die sich auf ihren Besitzungen eine Existenz geschaffen hatten, jede beliebige Bedingung setzen. Der deutsche Bauer wollte an diese Bedrückung nicht glauben. Aus Wald und Unland hatte er durch 30jährige fleißige Arbeit blühende Wirtschaften geschaffen. Warum sollte er nun von Haus und Hof gejagt werden? Aber die Uebermacht war zu groß. Nun gab es viel Verdruß und schlaflose Nächte. Fortgehen, ohne etwas verkaufen zu können. Bargeld war wenig vorhanden. Nach Amerika gehn? Die wenigsten hatten für sich Reisegeld. Und sie zogen von Wolhynien bis Czarnikau in Posen mit Pferden. Schlimm war die Reise über's Meer, schlimmer die Reise auf der Bahn von Montreal nach Winnipeg, wo man durch eine Einöde von ca. 3000 Kilometern fährt. Vielleicht am schlimmsten die Ankunft in Winnipeg: ohne Geld, ohne Bekanntschaft, ohne Kenntnis von Land und Leuten. Als wir das Alles bedachten, sagten wir: Jene haben es böse mit uns gemeint, Gott der Herr hat uns aber gut geführt. Uns ergeht's, wie es dem Joseph erging.

In Friedenstal empfing uns (ich hatte einen lieben Reisegefährten, den jungen Lenz aus Sitonnaja bei mir) Herr Pastor Mahlstedt und führte uns in sein freundliches Pfarrhaus. Pastor Mahlstedt ist ein Friese aus dem Dithmarschen, Zögling des Kroppschen Seminars in Schleswig. Seine junge Frau folgte ihrem Gatten während des Krieges. Es gehört doch ein ganzes Stück Heldentum dazu, um in die hiesige Einöde einzudringen. Dienstmädchen gibt's hier fast garnicht. Der Pastor besorgt selbst das Pferd

und macht seine Fahrten allein durch die Prärie. Man denke sich die unabsehbare Schneewüste, ohne Weg, und wenn 5 Minuten vor mir ein Schlitten gefahren ist, so hilft mir's nicht, der Weg ist dann meist doch schon verstühmt. Wie dankte ich im Stillen, daß ich nicht hierher ins Pfarramt gekommen bin, ich wäre wohl auf der ersten Reise, die ich allein zu machen hätte, ein Raub des sogenannten weißen Todes geworden. Es ist hier wohl kaum ein Farmer, dem dieser weiße Tod nicht begegnet ist. Auf wunderbare Weise entging einer meiner Freunde diesem weißen Tode. Ein Schneewirbel hatte ihn erfaßt, er verlor vollständig die Richtung, der Frost machte ihn erstarren, nun kniete er nieder, um sein letztes Gebet zu sprechen. Da in einem Augenblick als der Wirbel nachließ, als er knieend über die Schneefläche hinsah, erblickt er etwas Dunkles. Er rafft sich auf, geht drauf los, es war sein eigener Heuschober und der Mann war gerettet. Das Knien hatte ihn gerettet. Es könnte uns vielleicht auch aus anderen Nöten retten. Kaum war ich beim Pastor in Friedensthal angelangt, da war auch Freund Becker aus Dombrowka, der Sohn des ehemaligen dortigen Lehrers, er kam, um mich zu sich abzuholen. Bald war ich im Geist in der Derashner Gegend meines Rownoer Kirchspiels, Schulzes, Steinkes, Schwankes waren bald da. Nach einem Menschenalter beisammen. Die alten Männer von damals, mit denen ich am meisten Verkehr hatte — waren allerdings nicht mehr da. Wir gedachten nun ihrer und konnten ihnen zurufen: Selig sind die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Ja, der Segen jener stillen, braven Glaubensmänner ruhte sichtbar auf Kindern, Großkindern und Urenkeln. Mir aber war es zu Mute wie in der Ernte gemäß dem Worte, des Propheten: Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte. Am Sonntag den 9. Januar predigte ich in Friedenstal über das Epistelwort: Jesaja 60. Leider mußte ich darauf hinweisen, daß der dritte Vers noch heute für Europa zutrifft: Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Die Lage unserer Brüder in Deutschland und Rußland konnte nur mit einem Nachtgemälde verglichen werden. Viel Dunkelheit weit und breit auch in den Herzen. Unser einziger Trost ist, daß wir Gottes Wort haben. Durch dasselbe ist die Welt erschaffen. Und durch dasselbe kann ja auch jetzt eine Neuschöpfung erfolgen, die Welt der Erlösung, der Liebe und des Friedens. So er spricht, so geschieht's. Wenn er nun sagt: es werde Licht! und die Menschen sich unter sein Wort stellen — so kann es wieder Licht werden auch über unsre Brüder in der Zerstreuung.

Noch einmal versammelten wir uns in dem so lieben Kirchlein in Friedenstal, das erst vor einigen Wochen vollendet wurde. Wiederum ließen wir uns vom Propheten Jesaja Licht und Trost geben und lasen Jesaja 54, 7—14. Wir fühlten, daß unser Volk auch zu denen gehört, von denen der Prophet sagt: Du Elende, über die alle Wetter gehen, siehe ich will dich herrlich machen. Die Gottesdienste gestalteten sich besonders erhebend durch die Gesang- und Posaunenchöre. Hier begrüßten wir uns noch mit Hinrich Pommerenke, Wilhelm Schröder, Gustav Baß, Gustav Altstadt aus Sinno, Reinhold Weiß und Wilhelm Paduch, der es übernahm, unser Vertrauensmann in Friedenstal zu sein, und viele andere.

Auch Emerson besuchte ich am selben Tage, wo ich über Römer 12, 1—6 predigte. Hier wurde ich aufs freundlichste aufgenommen von Herrn Johann Klann aus Stydin bei Mitzk. Dort waren auch Ludwig Schulz, Gottlieb Mantei, Albert Kent, Gustav Schulz.

Von Friedenstal kam ich nach Rosenfeld, wo ich die freundlichste Auf-

nahme fand bei Emil Marsch, dem Sohne des weil. Lehrers Marsch in Tutschin. Dort waren viele Freunde aus jener Gegend, Pokrands, Hübners, Plutschinski und andere. Wie wurde einem das Herz warm inmitten der alten, so treuen Freunde. Jetzt galt's erzählen und sich erzählen lassen. Das Leben der Einzelnen, der Nachbarn mußte durchgesprochen werden, dann die politischen Ereignisse und Erlebnisse und endlich kamen wir auf die kirchlichen Fragen, an denen in Amerika jedes Gemeindeglied regen Anteil nimmt — da fehlte es uns nicht an Unterhaltungsstoff. Es wurde Nacht und wir mußten uns mit dem Schlaf sehr beeilen, denn morgen ging's hinaus nach Gretna. Die ganze dortige Gegend ist von alteingesessenen Mennoniten bewohnt. Wie halten sie doch zäh fest an alt-väterlicher Art und Sitte. Schlichtheit, Einfachheit, deutsche Sitte und Gottesfurcht wollen sie pflegen und wollen sich so wie ein Granitfelsen im brandenden Meere der hin her wogenden Menschheit behaupten. So sind sie denn nach dem Wort Jesu dem klugen Manne gleich, der sein Haus auf den Felsen baute. Alle Stürme der Weltgeschichte sind bisher an ihnen abgeprallt und sie stehen festgefügt da. Sie haben unzweifelhaft an der Erschließung Canadas das Hauptverdienst. Als sie hierher kamen, war die Gegend eine Wüstenei. Nie hätte sich hier ein Europäer behaupten können, wenn er als Einzelner gekommen wäre. Die Mennoniten erschienen als eine große, geschlossene, fest organisierte Gemeinschaft. An der Gemeinschaft hatte der Einzelne einen Halt. Nun konnten sie sich behaupten. Als sie ins Land kamen, war's hier noch völlig öde. Lebensmittel wurden ihnen auf dem Wasserwege aus Ontario gesandt, die Schiffahrt dauerte so lange, daß die Lebensmittel oft in ungenießbarem Zustand bei ihnen ankamen. Winnipeg, das damals einem Dorf glich, konnten sie nur erreichen, wenn sie mit ihrem Ochsengespann mehrere Tage dorthin unterwegs waren. Durch ihre Zähigkeit und dank ihrem geschlossenen Gemeindeleben ist die ganze Gegend emporgekommen. Unsere Wolhynier fanden bei ihnen die erste Aufnahme, wie bemühten sie sich, die Neuankömmlinge zu leiten und zu fördern. Was machst du mit dem Gelde, das du verdienst, fragte gewöhnlich der Mennonit seinen Knecht. Ich spar mir's, lautete oft die Antwort. Recht, sagte der Wirt, aber schickst du auch den Eltern, forschte der Wirt weiter. Ich hatte nicht die Absicht, bekannte mir ein Mann, denn ich hatte selbst nichts vom Vater bekommen und machte mir wenig Gedanken, wie es denen zu Hause gehen mag. Aber nun hatte mich mein Wirt so schön unterrichtet und wie gut war's doch, daß ich damals Geld geschickt habe und wie freue ich mich noch heute darüber. Eine Frau erzählte mir, die Mennonitenfrau, wo sie zuerst diente, kam meist alle Abend zu ihr und fragte, ob ihr nicht etwas fehle, ob ihr nicht bange sei; ich nannte sie auch Mutter, erzählte mir die Frau, einst hatte ich einen Gang vor und ging bei meinen Wirtsleuten vorbei, ich wollte dort auch nicht stören. So, sagte die Mennonitenfrau, du sagst mir Mutter und gehst bei mir vorbei! Ich mußte umkehren und dort antreten. Und wenn dort etwa ein Fremdling starb, der unter ihnen geweilt hatte, so waren die Witwe und Waisen bei den Mennoniten wohl versorgt. Kein Wunder, daß unsere sämtlichen Wolhynier mit großer Dankbarkeit und Verehrung von ihnen sprechen.

Wer weiß, wie sich nun das weitere Schicksal der Mennoniten gestalten wird. „Wir wollen bei dem Unsrigen bleiben," sagte mir ein alter Mennonit, „und darum gehen wir fort, wahrscheinlich nach Mexiko." Und das

sagte er mit einer Gleichgültigkeit als handle es sich um einen Gang zum Nachbar. —

In **Gretna** besuchte ich den Prediger, der gleichzeitig Hausvater im Altenheim ist. Bald erschien dort auch sein Bruder, Professor an der dortigen höheren Schule. Ich wurde im großen Familienraum empfangen, warum sollten die alten Leutchen sich nicht auch an unsrer Unterhaltung beteiligen? Ein altes Männlein sah mißtrauisch durch den Türspalt; er dachte wohl, wie kommt der hierher und noch mit einem steifen Wäschekragen, worin die Alten den Anfang der Eitelkeit erblicken. Komm nur, rief ihm der Hausvater zu, 's ist auch ein Mensch! Und nun wagte er sich an mich heran, um mir die Hand zu reichen.

In Gretna fand ich liebevolle Aufnahme in der Familie des Pastor Ewald. Reich rankten sich die Oelzweige um den Tisch, die Pastorkinder. 9 Kinder aufziehen bei dem geringen Einkommen, ohne eine fremde Hilfe im Hause zwingt einem Hochachtung ab vor den lieben Pastorleuten. Manche Beziehungen hatten wir mit dem Pastor, der im Hause der Süd-Ost-Europa Mission gewirkt hatte und den Segen dieses Hauses nun auch hierher geleitet hat.

Von Gretna sollte ich eigentlich ganz gegen meinen Willen in die States (Vereinigte Staaten) fahren. Dort war die Gemeinde **Neche**, Leute, die fast alle aus meiner Heimat (Puckawa) stammten und die verlangten unbedingt, daß ich herüberkommen möge. Mit dem Grenzinspektor sei alles in Ordnung, ich soll nur kommen. Also los. Aber nun wurde ich eine gute halbe Stunde verhört: Ob ich Bolschewist sei oder im Auftrag des deutschen Kaisers komme. Auf welcher Seite meine Zuneigung während des Krieges stand? Als ich sagte: auf deutscher, fragte er, ob ich auch Deutschland zum Siege verholfen hätte? Also meinen Sie doch auch, gab ich ihm durch den Dolmetscher zur Gegenfrage, daß Deutschland eigentlich gesiegt hat. Als ich sah, daß ich doch ein sehr unerwünschter Gast sei, wollte ich auf die Ehre verzichten, aber meine Freunde, die dort angesehene Bürger sind, bestanden darauf, daß ich herein soll und so weilte ich denn einen Tag in Neche und verbrachte dort eine prächtige Zeit im Kreise meiner alten Freunde im gastlichen Hause des dortigen Pastor Heidmann. Wir hatten Zeit, die alten Fäden der Freundschaft wieder aufzunehmen und weiter zu spinnen. Wir haben Verständnis gewonnen für die beiderseitigen Freuden und Nöte und wir haben wohl alle das herzliche Verlangen verspürt, in Verbindung zu bleiben, wohl gegenseitig zu Nutz und Frommen und auch zur Rettung unsrer armen bedrängten Brüder.

Innig erfreut über die Beweise der Treue und der Freundschaft, die ich hier erfahren durfte, kehrte ich am Sonnabend den 15. Januar von meiner ersten wolhynischen Amerikareise in mein Winnipeger Heim zurück. —

Ja, nie hätte ich's für möglich gehalten, daß ich mich in der Stadt, von der mich eine ganze Welt trennte, so bald werde wohl und heimisch fühlen. Das macht die deutsche Treue und Gastfreundschaft, die mir hier in so reichem Maße entgegentrat, das macht das Sichgründen auf dem gemeinsamen Boden des Evangeliums, die gemeinsame Liebe zu unserm Volk, das Bewußtsein, zusammenzugehören und an demselben Werk zu arbeiten.

In Winnipeg hatte ich zuerst mit dem **„Nordwesten"** Fühlung genommen. Bereits vor 30 Jahren hatten meine Freunde in Canada viel Rühmenswertes von dieser Zeitung erzählt. Wie so ganz anders mutete mich dieses Blatt an als die russischen Blätter, die ich in Rußland las. Von dem

berühmtesten Blatt in Rußland,, Nowoje Wremja, sagte mir damals ein Russe: Wissen Sie, wenn ich die Zeitung in die Hand nehme, wasche ich mir allemal die Hände darnach, es ist doch zu viel Schmutz drin. Ja, diese Blätter mit ihrem Haß und ihrer Lüge haben den Krieg heraufbeschworen. Ein anderer Geist weht aus dem „Nordwesten", da ist rechtschaffenes Wesen, Freundlichkeit, Freudigkeit dem Leser zu dienen. Das Blatt hat stets ein warmes Interesse bewiesen an dem Wohlergehen eines jeden deutschen Mannes, der dort erschien. Ereignisse in der Familie und Gemeinde wurden besprochen. Das Blatt bot nicht nur Anregung und Belehrung, sondern es sammelte die Zerstreuten, entzog die Einsamen der Vereinsamung und bildete ein festes Band um alle seine Leser. Welch herrliche, dankenswerte Arbeit ist von diesem ältesten und angesehensten deutschen Blatt Canadas geleistet worden. Und als nun der Notschrei aus der alten Heimat hierher drang und sich eine Möglichkeit bot, den Hungernden zu helfen, da setzte sich der „Nordwesten" sofort mit ganzer Kraft für die Notleidenden ein, er regte zur Hilfeleistung an und bisher sind gegen 1 Million deutsche Mark für die Notleidenden in der Heimat durch ihn überwiesen wordn. Wir können bloß innigen Dank und ein Gott vergelt's ihm und seiner getreuen Lesergemeinde zurufen!

Im „Nordwesten" wurde ich aufs liebenswürdigste aufgenommen. Mir wurde sofort eine Wohnung in einem deutschen Hause angewiesen. Der Geschäftsführer, Herr H. Streuber, nötigte mich zum Mittag, obgleich Krankheit in seinem Hause war. Und bald erschien hier der ehrwürdige Pastor Ruccius, um mich in sein Haus abzuholen. Welch edle Erscheinung, wie erinnerte er mich an meinen väterlichen Freund Pastor Wasem in Wolhynien. Auch er hat wie jener die ersten Anfänge deutschen Lebens mit den Ansiedlern durchlebt und somit das ganze Leben der Pflege der deutschen Pioniere in der Wildnis gewidmet. Das kirchliche Leben unter den Farmern half er grade in den ersten Anfängen gründen, bauen und in die rechten Bahnen lenken. Als langjähriger Präses der Synode war er auch bei der Neugründung vieler Gemeinden mit beteiligt. So ist denn sein Name mit der Entfaltung des geistlichen und kirchlichen Lebens der Deutschen in Canada eng verknüpft.

Bei Pastor Ruccius traf ich den Präses der Synode Herrn Pastor Becker und meinen alten Freund Zoller aus Costopal. Es schien den letzteren noch jetzt zu wurmen, daß wir einst aus dem Wagen gestürzt waren, als er mich vor ca. 30 Jahren auf den holprigen Wegen Wolhyniens gefahren hatte. Wie der Mensch doch bei allen Wandlungen derselbe bleiben kann. Einst genoß Zoller in Rußland großes Ansehen, so daß er im Costopaler Distrikt Gemeinde-Aeltester war. In unserer Gegend der einzige Deutsche, der dieses Amtes gewürdigt war, selbstverständlich mußte er als solcher die russische Sprache beherrschen. Heute beherrscht er die russische Sprache nicht, statt dessen aber die englische in Wort und Schrift. Nimmt auch in der deutschen Bevölkerung Winnipegs eine angesehene Stellung ein und hat sich im öffentlichen Leben oftmals erfolgreich betätigt. Am andern Tage war ich zu Mittag sein Gast. In Winnipeg leben fast alle Familien in einem kleinen Einfamilienhaus. Das ganze Haus ist mollig durchwärmt und anheimelnd eingerichtet, so daß man sich da drin gleich wohl fühlt, namentlich wenn man so herzlich begrüßt wird, wie ich es so reichlich erfahren habe. Wie die Stimmung in Canada während des Krieges gegen die Deutschen war, davon zeugt folgendes Geschichtchen. Zoller ging während der Kriegszeit einmal mit seinem 4jährigen Enkel in eine Tierausstellung. Als sie

vor den Käfig eines Tigers kamen, rief das Jungchen: Kuck, Großvater, ein German! So waren die Kinderseelen verhetzt und vergiftet.

Und in dieses Meer des Hasses und der Lüge mündet dort vielfach das Leben unseres Volkes. Ich war in mancher Familie unserer Leute, die in der Stadt leben, konnte mich aber oft mit den Kleinen nicht verständigen, da ich der englischen Sprache nicht kundig bin. In kinderreichen Familien war's noch besser, aber wenn einzelne Kinder immer unter englischen Kameraden sich befinden, da sind auch die Bemühungen der Eltern um die deutsche Sprache oft erfolglos. Die englische Schule geht unerbittlich darauf los, ein englisch-canadisches Volk zu schaffen.

In Winnipeg war mir reichlich Gelegenheit geboten zu predigen und Vortrag zu halten. Nachher fand stets die Begrüßung mit meinen lieben Freunden statt und das Fragen und Erzählen wollte schier kein Ende nehmen. Manchem meiner lieben Freunde, der schon in vorgerücktem Alter hierhergekommen war, war es dennoch gelungen, sich hier emporzuarbeiten. So traf ich hier den alten Greenke aus Karlinuffa, der noch ganz munter ist. Ein Mann kam auf mich zu und sagte, er möchte eine Dankesschuld abtragen, ich hätte ihm einst 20 Kopeken geschenkt und nun drückte er mir 10 Dollar in die Hand. Daß Wohltun Zinsen trägt, habe ich wohl in der Schule gelernt, aber doch nicht solche, das war mir neu. Viele meiner ehemaligen Konfirmanden kamen auf mich zu — nun bereits alte Männer — und wollten mir den Spruch wieder hersagen, den ich bei der Einsegnung ihnen zugerufen oder nach welchem ich bei der Einsegnung gefragt habe. O, ich konnte ja doch den Einsegnungskindern nur wenig bieten. Aber unsere Arbeit im Herrn getan ist nicht vergebens.— und das Gotteswort ist doch ein Licht, das helle leuchtet. Auch Ehepaare kamen zu mir und erzählten, ich hätte sie getraut und gern stimmte ich mit ihnen in ein Loben und Danken ein, wenn sie mir von Glück und Segen berichten konnten. Ja, all das Trübe und Schwere aus den Zeiten in Wolhynien war vollständig vergessen und in der Erinnerung war Alles leuchtend und schön. Das empfand ich besonders, als ein Mann von gegen 40 Jahren auf mich zukam und sich mir als Pubantz aus Korist vorstellte. „Erinnern Sie sich noch des Liebesfestes in Korist, wo Sie bei uns wohnten?" so fragte er mich. „Aber damals können Sie doch kaum 10 Jahre alt gewesen sein," erwiderte ich. „Gewiß," antwortete er, „aber so etwas vergesse ich nicht." „Und ich auch nicht," sagte ich. Ich sehe noch seinen Vater, wie er mich durch seinen Garten führte, mir von seinen Bäumen erzählte, die er umgepflanzt und veredelt hatte und mich darauf aufmerksam machte, daß der himmlische Vater so auch an uns arbeitet, o es war mir bedeutsam gewesen, wie jener schlichte Mann das Walten Gottes in der Natur und an den Menschenkindern in Einklang brachte. Ja es war damals ein herrliches Fest, die vielen Freunde von nah und fern, alle voll Verlangen nach dem ewigen Heil, die Chöre aus Korist und Sheleśniza sangen herrliche Lieder. Dort lernte ich auch Wilhelm Neumann aus Josephin kennen, der lange Zeit sehr segensreich gewirkt hat und dem auch ich viel Anregung verdanke. Damals rangen wir alle gemeinsam darnach, die verborgenen Kräfte und den großen Reichtum des heiligen Abendmahls zu erfassen und uns zu eigen zu machen. Neumann verdanke ich es, daß er mich vor den Vers 1. Cor. 10, 17, stellte, wo es heißt: Ein Brod ist's, so sind wir viele ein Leib" und da fragte er mich, wie ist's denn bei uns? Ist unsere Abendmahlsgemeinde vereinigt wie ein Leib, zusammengefaßt unter dem einen Haupt Christus, daß man nun spüren könnte ein Wachstum an

ihm sonderlich in der Liebe? Wird dieses zum wenigsten angestrebt, wenn es aucht nicht vollkommen erreicht werden kann? Und dieses Gespräch mit Neumann veranlaßte mich, tiefer in die Herrlichkeit des heiligen Abendmahls einzudringen und ich erkannte, daß das heilige Abendmahl ein Gemeindefest ist, an welchem die Gemeinde das Kommen des Herrn erleben soll, darum muß sie recht zubereitet sein, das Unsaubere muß entfernt werden, das Zerrissene muß vereinigt werden, es muß ein Fest der Versöhnung, der Liebe, des Friedens und der Freude sein. Nun legten wir allen Wert auf die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, auf die Rüstfeier. Zu derselben wurden alle Glieder der Gemeinde eingeladen, die Bösen und die Guten, wie unser Heiland befohlen. Bei der Rüstfeier gab es eine Hinweisung auf das herrliche Erbe, das wir gemäß Joh. 20, 14—16 im heiligen Abendmahl erlangen sollen und was wir zu tun haben, um an Jesu teilzuhaben (Joh. 13). Auf Reinigung und Einigung mit ihm und unter einander kam nun Alles an. Daran sollten auch alle mitarbeiten. Die Art und Weise der Arbeit ist doch von unserm Herrn so klar und für jeden verständlich dargelegt. Nur die Füße sollten gewaschen werden, nicht das Haupt. Wo das sündhafte, unreine Wesen vor aller Augen offenbar war, da soll es gemeinsam bekämpft werden. Wir forschten daher nicht darnach, mit welchen Empfindungen jemand zum Tisch des Herrn geht, auch nicht, welche Lehrauffassung ihm bezüglich des Abendmahls klar und wichtig geworden war, sondern hier galt es, Arbeit tun, es gab ein großes Reinemachen, alteingewurzelte Mißstände, verkehrtes Wesen — all das sollte beseitigt werden. Das war Arbeit im Auftrage des Herrn, Arbeit unter Gebet. Und wir Deutschen versprechen uns nur etwas vom Beten und Arbeiten und nicht von einem Wunder, das plötzlich erscheinen soll. Und wir Deutschen lieben es auch: sauber nicht nur in Küche und Stube, sondern auch in Herz und Gemeinde. Wir hofften bei dieser Arbeit auf Segen und er blieb nicht aus. Je eifriger und treuer die Vorbereitung abgehalten wurde, desto herrlicher das Abendmahlsfest. Die Lehrer Krüger in Tatowitsch, Döring in Tomaschew, Gatzke in Mitzk hatten eine ganze Woche vorher reichlich mit der Abendmahls-Vorbereitung zu tun. Einst war's in Mitzk: einige Waldarbeiter hatten sich zur Vorbereitung verspätet, aber an der Abendmahlsfeier wollten sie gern teilnehmen, da gingen sie noch vorher zu den Nachbarn und drückten ihnen die Hand. Zwischen einigen war Feindschaft gewesen, sie sahen sich ins Auge, fielen einander um den Hals und gingen dann zum Tisch des Herrn. So erlebten wir die Abendmahlsfeier als ein Kommen des Herrn, der trösten, heilen und erfreuen will, aber er krönt nicht die Trägheit und den Ungehorsam, er verlangt unsre Mitarbeit.

Heute dient das heilige Abendmahl häufig als Zeichen der Trennung. Es entstehen Sonderkirchen und Sondergemeinschaften, sofort wird die Abendmahlsgemeinschaft aufgehoben, dann ist der Riß da und der Riß wird vertieft, gewissermaßen verewigt. Und für all diese Zerreißung muß das Abendmahl herhalten. O, Zerreißung gibt's ja bereits reichlich in der Welt, sollte Christus dazu in die Welt gekommen sein, um die Zerreißung zu vergrößern — er wird wohl gekommen sein, um zu sammeln und zu einigen, wie er es noch am letzten Abend im Gebet zum Ausdruck brachte. Gewiß soll in der Gemeinde auch Zucht sein, wer sich der Ermahnung der Gemeinde widersetzt, hat in derselben keinen Raum, und so baut sie sich denn aus zu einem heiligen Tempel. Und das ist's, was uns damals so gut gefallen hat: dieses Wachsen in allem Guten. Wir Wolhynier fangen gern klein an und

freuen uns, wenn das Gute wächst. Es waren ja ganz geringe Anfänge, die wir in Wolhynien vor 20 Jahren in diesem Werk gemacht haben, es hat auch viel Verdruß dabei gegeben, das haben wir aber vergessen, aber die Freude, die wir an dem Werk hatten, ist uns geblieben.

Am 23. Januar weilte ich als Gast bei Herrn Pastor Mohr in **Morris**, wo ich nicht nur von dem im Mittelpunkt des Hauses stehenden Ofen, sondern auch von dem frischen Glück der jungen Pfarrersleute und der ersten Liebe des Pastors zu seinem Amt durchwärmt und erquickt wurde. Hier in Canada kommt die Herrlichkeit des eigenen Herdes zur Geltung. Der Herd steht im Mittelpunkt des Hauses, meist hat er viel Nickelverzierung, die glänzt nur so. Hier schaltet die Hausfrau, die gleichzeitig auch an der Unterhaltung teilnimmt, Alles ist so einheitlich, man ist so beisammen, es ist Alles so natürlich und herzlich. Abends durchflutete noch eine andere Wärme das Haus. Frau Pastor saß am Klavier, liebliche Musik ertönte im Haus, ein schönes Lied nach dem andern vereinigte und erquickte uns.

Mit welchen Schwierigkeiten ein Pastor in Amerika oft zu kämpfen hat, konnte ich hier in Morris erkennen. Hier befanden sich 40—50 deutsch-evangelische Familien, die sich zu einer Gemeinde zusammengeschlossen hatten und sich auch eine Kirche bauten. Als die Kirche fertig war, trat der Pastor in Verhandlung mit einer Feuerversicherungs-Gesellschaft. Ein Teil der Gemeinde wollte die Kirche in einer anderen Gesellschaft versichert haben. Nun begann ein Streit, der nicht nur die Gemeinde in 4 Teile spaltete, sondern auch die Beziehungen zu der Synode, derjenigen Kirchenkörperschaft, die bis dahin über der Gemeinde gewaltet hatte, zerriß. Die Kirche wurde an eine andere Glaubensgemeinschaft verkauft, um die auf der Gemeinde lastenden Schulden zu bezahlen und die Zerreißung und Zersplitterung war nun fertig. Selbstverständlich war unter den vorhandenen kleinen Gemeindlein weder Predigt- noch Abendmahlsgemeinschaft. Ein herzzerreißendes Bild! Ich dachte, was soll ich der Gemeinde sagen, wenn ich vor sie hintreten soll? Da sah ich, daß dicht bei Morris eine Brücke über den etwa 150 Meter breiten Fluß gebaut wurde. Auf beiden Ufern standen bereits die Pfeiler, auf dem Eise wurde nun ein Gerüst gebaut, damit von Ufer zu Ufer der eiserne Brückenbogen gespannt werden konnte. Seht, sagte ich nun der Gemeinde, Gott hat uns Zeiten des Hasses und des Krieges erleben lassen, da dachten wir: alles Leben muß ersterben wie in der Natur, wenn der Winter da ist. Aber gäbe es keinen Winter, so hätte bei euch die Brücke nicht gebaut werden können. Die eiskalte Zeit des Krieges ist vielleicht uns auch gegeben, damit Brücken gebaut werden von der Zeit zur Ewigkeit, von Herz zu Herz, von Reich zu Arm, von Wolhynien nach Canada. Ich bin hier, damit dieser Brückenbau wachse und wir alle da mitarbeiten und da drin eingefügt werden. Genug des Zusammensturzes. Ich konnte auf den Willen des Herrn hinweisen, wonach nach Matth. 16 hier ein Bau aufgeführt werden soll, den auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Das Kirchlein, in dem ich dort predigte, war bis auf den letzten Platz gefüllt. Zu meiner großen Freude waren auch die Mitglieder der anderen Gemeinden und Gemeinschaften mit ihren Predigern da, wir sangen: Eine Herde und ein Hirt, wie wird dann dir sein, o Erde! Ja, es war uns, als ob wir und die Erde wie von einem Bannfluch befreit sein werden, wenn wir uns von dem Hirtenstabe Jesu vereinigen lassen.

Hier sah ich die Gebrüder Teske aus Owrutsch. Das sind Männer, die gewiß mitbauen wollen. Ich weilte bei der Familie Dahlke, wo ich viele

Freunde aus Kudrjanka und Karlinuffa traf und wir uns des Wiedersehens und der Gnadenführung unseres Gottes recht erfreuten.

Auch im Städtchen **Morden** predigte ich, obgleich dort nur wenige Wolhynier wohnen. Aber die Wenigen waren bald beisammen. Bald erschienen auch zwei Mennoniten, alte ehrwürdige Männer, die vor etwa 50 Jahren aus Rußland gekommen waren. Hier sollen ja Leute aus Rußland sein, sagten sie, die wollen wir hören. Im Gottesdienst, der auch sehr gut besucht war, predigte ich über Apostelgeschichte 14, 22, daß wir durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen sollen und schilderte meist die Vorgänge in Galizien während des Krieges, da dort meistens Leute aus Galizien leben. Als ich an einem jüdischen Geschäft, oder wie man hier sagt Store vorbeikam, bat mich der Kaufmann, einzutreten, er wolle mir eine Gabe für die notleidenden drüben übergeben. Als ich ihm sagte, ich hätte keine Möglichkeit, die Gabe den dortigen notleidenden Juden zu überweisen, sagte er, er kenne die Notlage drüben, für ihn gebe es keinen Unterschied des Glaubens und der Nationalität, er wolle die Not lindern und lasse keine Gelegenheit vorübergehen, dieses zu tun. Ich dankte und dachte, vielleicht hätte Jesus in diesem Augenblick gesagt, solch eine Liebe habe ich unter den Christen nicht gefunden, die machen unter den Menschen noch sehr große Unterschiede. Das war ja ein Haß, der hier gegen die Deutschen entflammt war, der ungeheuerlich war. Während man sie früher überall bevorzugte, wurden sie meist aus ihren Stellungen entfernt. Man nannte sie Hunnen, sie seien die eigentlichen Schwarzen. Aber es ist als ob man sich dieser ganzen Haßtreiberei zu schämen beginnt. Die in Madison, Wisconsin, erscheinende Zeitung, La Folettes Magazine, brachte im letzten Oktoberheft die Enthüllung, wie die Regierung in den Vereinigten Staaten Stimmung machen wollte für den Krieg und gegen die Deutschen. Die Regierung teilte den Zeitungsmännern mit, daß die Stimmung im Volke gegen den Krieg sei. 9 Teile der Stimmen seien gegen den Krieg und nur 1 Teil für den Krieg. Man müsse durch die Zeitungen zum Kriege ermuntern. Ja, sagten die Zeitungsmänner, das kostet aber Geld. Und ihnen wurden 40 Millionen Dollar bewilligt. Und diese fluchwürdige Saat ist sichtbar und reichlich aufgegangen. Jetzt soll Deutschland eine Kriegsschuld aufbringen, vielleicht, daß die 40 Millionen Dollar wieder gedeckt werden sollen, es soll seinen Henker selbst bezahlen. Das sind so die hochherzigen Taten einer edelmütigen Regierung.

Von Morden fuhr mich Freund Friedrich Dreger nach **Brown.** Hier konnte ich's sehen, wozu es unsere wolhynischen Jungens bringen können, wenn sie freie Hand haben. Nachdem ich ihn in Wolhynien vor 30 Jahren getraut habe, kam er hierher. Das Reisegeld, welches damals 100 Rubel betrug, langte nur für ihn, das junge Frauchen mußte er schweren Herzens zurücklassen, da sie es dort nicht gut hatte, wo sie nun bleiben sollte. Jetzt hat er eine Farm, um die ihn mancher deutsche Rittergutsbesitzer beneiden könnte. Im Hause ein eigener Motor, der auch das Haus und alle Wirtschaftsanlagen mit elektrischem Licht versorgt. In einem großen Schuppen waren alle erforderlichen Maschinen, die menschliche Erfindungsgabe erdacht hat, um die hiesigen Wüsteneien wie durch eine Zauberkraft in fruchtbaren Boden umzuwandeln. Dreger hat prächtige, stämmige Söhne, mit denen bewirtschaftet er seine große Farm selbst, aber die Körperkraft des Menschen und des Viehes wird außerordentlich geschont, die Naturkräfte wie Gas und Dampf und Elektrizität werden in den Dienst genommen und der Mensch hat nur die Herrschaft und die Leitung der Naturkräfte. Meine Jungens nehmen

manchmal die Zeitung mit, um darin zu lesen, wenn sie auf der Egge sitzen — sagte Dreger — aber das erlaub ich nicht. Arbeit ist Arbeit. Aber die haben's gut, denken dabei gewiß unsere Jungens zu Hause, die sich müde genug machen, wenn sie hinter der Egge herlaufen. Aber dafür müssen hier die Jungens Bescheid wissen in der ganzen Maschinerie, müssen die Maschine reparieren können, schmieden können, mit einem Wort all das tun können, was auf der Farm erforderlich ist. O, von allein wird nichts — man muß bei Allem hinterher sein.

In Brown predigte ich über Christum, den guten Hirten, nach Joh. 10. Allerdings mußte ich darüber berichten, daß der Wolf in die Gemeinden unserer wolhynischen Freunde eingedrungen. Er hat die Schäflein dort erhascht und zerstreut und sie zerrissen. Aber ich konnte aus meinen Erlebnissen bei den Flüchtlingen 1916 in Ostpreußen und 1918 in Wolhynien berichten, daß der gute Hirte dennoch seines Amtes waltet und sie weidet und sammelt. Auch die Elenden in Wolhynien und Sibirien können sagen: Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde. So konnte ich berichten nicht nur von den Schrecknissen der Verfolgung, welche über die dortigen Freunde dahingingen, sondern auch über die Beweise des Glaubens, der Geduld und der Liebe, die an jenen Elenden sichtbar wurden. Ich schilderte den Wegzug der Freunde aus Wolhynien 1915. Pastor Deringer in Nowograd-Wolinsk, der damals der einzige Pastor in Wolhynien war, ermahnte sie, das Weinen und Klagen daheim zu tun, und weil sie ein gutes Gewissen hätten, ruhig und gehobenen Hauptes ihre Straße zu ziehen, die sie nach Gottes Willen gehen müssen. So gestaltete sich ihr Weg zu einer Pilgerreise in der Nachfolge Christi. Russen und Juden erzählten mir 1918: sie gingen nicht wie die Geschlagenen, sondern wie die Erlösten. Keiner von ihnen hätte geweint oder geflucht, aber die zurückgebliebenen Hunde hätten ein furchtbares Geheul angestimmt, gleichsam als könne die unvernünftige Kreatur die Ungerechtigkeit und den Jammer nicht ertragen, die sich dort ereignet haben. So konnte ich berichten, daß damals wohl der ganze Pfuhl der Hölle offenbar würde, als die russische Kirche die Vertreibung der Deutschen beim Zaren durchgesetzt hatte und den russischen Bauern verboten hatte, den vertriebenen Deutschen ein Stück Brot zu verkaufen oder ein Trunk Wasser darzureichen — aber geichzeitig wurde auch die Herrlichkeit Christi an unsern Brüdern offenbar. Sie litten als Jesu Jünger. Leiden wir mit ihm, so sollen wir auch mit zur Herrlichkeit emporgehoben werden. So konnte ich denn von vielen Beweisen des Glaubens und der Liebe erzählen, die ich unter den Flüchtlingen erfahren hatte und konnte ermahnen in der Einigkeit des Glaubens mit jenen unsern Brüdern zu beharren bis ans Ende.

In Brown fand ich auch viel Verständnis und Freudigkeit für das Hilfswerk, welches wir in Deutschland für unsre Flüchtlingsbrüder in Angriff nehmen wollen. Viele haben dort ihre Freunde, denen sie herzlich gern helfen möchten. Sie hierher kommen lassen geht nicht und Alles, was man ihnen hinschickt, bietet ihnen nur vorübergehende, oberflächliche Hilfe. Mit Freuden wollen sie daher Anteilscheine der Siedlungsbank nehmen, um ihren Freunden dort zu einer eigenen Scholle zu verhelfen, ohne ihnen ein Almosen darzureichen. Diese Sache hat den Leuten dort und auch anderwärts außerordentlich gut gefallen, so daß ich hoffe, daß sie an diesem Werk freudig mitarbeiten werden.

In Brown sah ich viele lieben Freunde namentlich aus Wulka: Rotenburgers, Hildebrands, wir freuten uns des Wiedersehens. Aber leider war die

Begrüßung nur flüchtig, man hatte doch nicht Zeit, sich mit Allen auszusprechen.

Nun führte mich mein Weg nach **Beausejour**, wie man's am Namen merkt, eine französische Gründung. Dort weilte ich bei unserm früheren Küsterlehrer Lenz aus Dombrowo, der hier Geschäftsmann geworden ist.

Ich hatte die Absicht, meiner Predigt Psalm 103 zu Grunde zu legen, um die Gemeinde zu einem Loben und Danken zu ermuntern für all das, was wir erlebt haben, seitdem wir Wolhynien verlassen haben, bis zum heutigen Tage, ich wollte auch beim Bericht über die Leiden unsrer Brüder hinweisen auf jenen Vers: ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Auf dem Wege zur Kirche bat mich aber Lenz, ob ich nicht auch ein Wort an diejenigen richten würde, die ich einst eingesegnet habe und nun fallen sie aus einer Sekte in die andere, sie würden auch im Gottesdienst sein. Nun, das Psalmwort gab auch ihnen klaren Bescheid: die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten. Es ist eigentümlich: bei denen, die bei der Kirche bleiben, die ihr Einsegnungsgelübde hoch halten, da geht die göttliche Gnade und Gerechtigkeit über auf Kindeskind. So besuchte ich einen Pastor, dessen Gemeinde aus 26 Familien besteht. Er hat in seiner Gemeinde auch einen Jugendbund, der fleißig zusammenkommt. Ich wohnte auch dem Kindergottesdienst bei, an demselben beteiligten sich 62 Kinder und 10 junge Mädchen als Helferinnen. Ich wohnte aber auch einem Gottesdienst einer außer der Kirche stehenden Gemeinschaft bei. Dort war kein Jüngling anwesend, ob junge Mädchen da waren, weiß ich nicht, Kinder waren jedenfalls nicht da — um die Jugend kümmerte sich niemand. Einige suchten Anschluß bei den Kirchlichen. Hier lern't man erst den Apostel Paulus verstehen, wenn er den Timotheus so dringend ermahnt, bei der heilsamen und heilbringenden Lehre zu bleiben, das ist erst Leben und Freude und die Hauptsumme des Gebotes sei ja wie er sagt 1. Tim.-Brief 1, 6 Liebe von reinem Herzen und gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben. Das ist etwas Herrliches und Klares und Gesundes. Danach allein sollte man streben, es ist eben wie Paulus sagt, das Wichtigste und — vor allem Andern werden wir gewarnt und sollten andre warnen. Das Sektentum ist ein Fieber. Einige fallen aus einer Hitze in die andere. Baptismus und Sabbtismus haben sie meist durchgemacht, jetzt ist die Fieberhitze aufs höchste gestiegen. Neulich sind in Beausejour 15 Familien zu den heiligen Rollern übergegangen. Die heiligen Roller die bilden in Winnipeg jetzt das Tagesgespräch. Neulich war ich in ihrer Versammlung in einer der größten Kirchen Winnipegs, die bis auf den letzten Platz gefüllt war. Erst Musik, Gesang, Vorträge, an dem sich meist das weibliche Geschlecht beteiligte, dann warfen sich alle auf die Kniee, es entstand ein Geschrei, Geheul, Händeklatschen, Zittern, Sichwälzen, ein Herumfuchteln mit den Händen, Springen, Hüpfen und Toben und das nennen die Leute: Frommsein, Bekehrung. Wer es nicht mitmacht, den verlachen oder verdammen sie. Als ich aus der Kirche heraus war und mir an den Kopf faßte, um mich davon zu überzeugen, daß ich den Verstand noch nicht verloren hatte, fragte ich mich, ob das die Leute sind, deren einen Jesus geheilt hat, als dieser sich die Kleider vom Leibe riß und sich auf der Erde gewälzt hat, oder ob das die Herde Säue ist, in die der böse Geist damals hineingefahren war.

Alles, was wir an Besserung für uns, unsere Kinder und unser Volk

für Zeit und Ewigkeit erhoffen, erwarten wir von unserm Gottesdienst. Hier erscheint die Gemeinde als das Haus Gottes, wie der Apostel Paulus sagt, als die Gottesfamilie. Hier sind die Glieder der Gottesfamalie beisammen, sie freuen sich des Beisammenseins, denn hier herrscht die Liebe. Wenn hier ganz im Stillen die Frage an die Herzen herandringt: wo ist dein Bruder, dann wird niemand sagen: soll ich meines Bruders Hüter sein. Durch sein Wort erscheint hier Christus, von dem der Apostel sagt, daß er der Herr ist über das Haus Gottes, welches Haus sind wir. Der Herr des Hauses hat viel zu sagen, er erteilt Aufträge für einsame und gemeinsame rAbeit.

Daher bemühen wir uns darum, daß unser Gottesdienst immer mehr dazu ausgestaltet werde, was von den Vorhöfen des Herrn gesagt ist. Die im Hause des Herrn gepflanzt sind, sollen in seinen Vorhöfen grünen und blühen. Vor allen Dingen soll niemand uns die heilige Stille rauben, denn der Herr ist in seinem heiligen Tempel, es sei stille vor ihm alle Welt. Allerdings dürfen wir uns nicht mit der Arbeit unsrer Vorväter zufrieden geben. Die haben den Grund gelegt, auf den wir Gott sei Dank gegründet sind. Aber nun heißt's weiter bauen. Von unsern Glaubensvätern haben wir das teure Wort Gottes, aber nun muß es in der Gemeinde eine Macht werden. Ja die Gemeinde muß eine Macht werden, von der Leben, Ordnung und Segen ausgeht. Alle stehen vor dem Angsicht Gottes in Gruppen geordnet, wie Martin Luther sagt, da siehe deinen Stand an, ob du seist Vater, Mutter, Sohn, Tochter. Ja die Gemeinde ist die herrliche gottmenschliche Macht, von der der Segen ausströmt auf jede Familie und jedes Glied der Familie. Hat jemand ein Leid, so weiß er Sonntags, daß er dort sitzt, wo man mit ihm weint, hat jemand eine Freude — so befindet er sich unter Leuten, die sich mit ihm freuen. Wie habe ich mich gefreut, die Gemeinde im Gotteshause wieder so geordnet zu sehen, wie ich es von Wolhynien aus gewohnt bin. Väter, Mütter, Jünglinge, Jungfrauen Alles gruppiert und geordnet, die Gemeinde eine herrliche, lebensvolle Erscheinung, ein Weinstock, ein Baum. Christus, die unsichtbare Wurzel, von der Kraft und Saft kommt. Die geeinigten Väter — der feste Stamm, der Alles trägt; die Mütter — das schirmende Geäst, das die Krone bildet, und die Jugend — der Schmuck des Ganzen, Zweige und Knospen. So wird's wohl auch in der ersten Christenheit gewesen sein, wo die Apostel sich auch oftmals an die einzelnen Gruppen in der Gemeinde wandten und sie anredeten: Ihr Väter, ihr Mütter, ihr Jünglinge, wobei sich die Apostel die einzelnen Gruppen immer als etwas Geeinigtes und Verbundenes dachten. Warum soll in der Kirche nicht die allerschönste Ordnung herrschen. Die Ordnung ist doch etwas Göttliches? Warum soll in der Kirche nicht ein jedes Gemeindeglied seinen festen Platz haben. Dort gehört es hin. Wenn die Maschine gehen soll, dann darf auch die kleinste Schraube nicht fehlen. So soll jeder wissen, daß alle über sein Fernbleiben betrübt sind, er muß auch anpacken, damit das Werk des Herrn vorwärts gehe. Und wenn dein Kirchennachbar fehlt, dann geh doch hin, vielleicht ist er krank, oder er hat was auf dem Herzen. Er soll doch wissen, daß sein Fernbleiben den andern nicht gleichgültig ist.

Der Apostel Johannes ruft z. B. den Jünglingen zu: Ihr seid stark und das Wort Gottes bleibt bei euch und ihr habt den Bösewicht überwunden. Das kann man von dem einzelnen Jüngling nie sagen, aber wenn er das Glück hat, zu solch einer Vereinigung zu gehören und an derselben mitarbeitet, dann kann dieses von ihm vielleicht auch gesagt werden, daß er den

Bösewicht in sich überwunden hat. Wir haben daher in unsrer Posener Gemeinde die Gemeinde-Weihe im Gottesdienst eingeführt, mit der ich auch meine hiesigen Freunde bekannt machen möchte.

Gemeinde-Weihe.

(Nach 1. Joh.-Brief 2, 12—17.)

Pfarrer: Gott grüß dich, Gemeinde des Herrn, versammelt an heiliger Stätte: durch Jesu Namen sind euch die Sünden vergeben.

Gemeinde: (Melodie: O daß ich tausend Zungen hätte)
Hier ist die rechte Gottesstätte,
Der Ort, da Gottes Ehre wohnt.
O, wer in ihm nur Frieden hätte —
Die Buße, Treue ewig lohnt.
Der Sündenbann ist nun entzwei,
In ihm ist unsre Seele frei.

Pfarrer: Sehet ihr Väter: ihr kennet den, der von Anfang ist. Ihn zu kennen und den, den er gesandt hat, das ist das Leben.

Väter: (Melodie: Morgenglanz der Ewigkeit)
Ihn,, den Vater, kennen wir,
Ihn, den Urgrund unsers Lebens.
Sein Wort führ' uns stets allhier,
Er gibt Kraft uns nicht vergebens,
Er legt auf uns heilge Pflicht,
Herr, straf nicht!

Pfarrer: Auf, ihr Jünglinge, kämpfet den Kampf des Glaubens, seid stark in dem Herrn, denn des Feindes Arglist ist groß.

Jünglinge: Jesu hilf siegen, der du mich erkaufet!
Rette, wenn Fleisch und Blut, Satan und Welt
Mich zu berücken ganz grimmig anlaufet
Oder auch schmeichelnd sich listig verstellt.
Wüten die Feinde von außen und innen,
Laß mir, Herr, niemals die Hilfe zerrinnen.

Pfarrer: Erfasset, ihr Jungfrauen, in feinem Herzen die köstliche Perle. Eins ist not. Ihr habt das gute Teil erwählt, das soll nicht von euch genommen werden.

Jungfrauen: (Melodie: Eins ist not)
Wie Maria war beflissen
Auf des Einigen Genieß,
Da sie sich zu Jesu Füßen
Voller Andacht niederließ;
Ihr Herze entbrannte dies einzig zu hören,
Was Jesus, ihr Heiland, sie wollte belehren;
Ihr Alles war gänzlich in Jesum versenkt
Und wurde ihr Alles in Einem geschenkt.

Pfarrer: Gegrüßet seid, ihr Frauen! Nicht auswendig ist euer Schmuck, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem stillem Geist — das ist köstlich vor Gott.

Frauen: (Eigene Melodie)
Es glänzet der Christen inwendiges Leben,

Obgleich sie von außen die Sonne verbrannt.
Was ihnen der König des Himmels gegeben,
Ist keinem als ihnen nur selber bekannt.
Was niemand verspüret, was niemand berühret,
Hat ihre erleuchteten Sinne gezieret
Und sie zu der göttlichen Würde geführet.

Pfarrer: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, denn Alles, was in der Welt ist: des Fleisches Lust und Augenlust und hoffärtiges Leben ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibet in Ewigkeit.

Gemeinde: (Melodie: Wachet auf, ruft uns die Stimme)
Gottes Willen tun wir gerne,
So kommt der Herr aus hoher Ferne,
Macht Wohnung dann in unserm Haus.
Jesus Christus, Herr und Meister,
Du bist der Herrscher aller Geister,
Führst aus dem Elend uns heraus.
Du gibst uns ewge Kraft,
Die Gutes in uns schafft,
In uns Allen, so bleiben wir
Die Deinen hier
Und droben ewig für und für.

Pfarrer: Vater unser, — —
Segen.

So sollen sich durch diese Gemeinde-Weihe die einzelnen Gruppen der Gemeinde und die einzelnen Glieder dieser Gruppen des besonderen Auftrages bewußt werden, der ihnen gemäß dem Worte Gottes von dem Herrn zuteil geworden ist. Ich glaube dieses tut auch in Amerika not. Als ich am 19. Januar in **Goldenbay** weilte, wo ich über Ezech. 34 predigte, da kam ein Mann zu mir, der mir bereits in Rußland geklagt hatte, sein Weib wolle den Glauben ihrer Väter, die Kirche verlassen, nun sei sie bereits bei der vierten Sektenart angelangt, nun gehe sie zu den heiligen Rollern, er lasse ihr schon den Willen. und gebe ihr allabendlich das Gespann, damit sie den Versammlungen der heiligen Roller, die von 8—12 nachts, oft noch länger dauern, beiwohnen könnte — aber sie verlange von ihm, er soll es mitmachen oder sie will geschieden sein.

Da wäre es doch wohl höchste Zeit, daß die christliche Kirche rechtzeitig und eindringend auf die göttliche Ordnung hinweist, die einem jeden Menschen den Platz anweist, den er einzunehmen hat. Die Apostel haben grade für die rechte Ordnung im Gottesdienst so gekämpft. Von hier soll die Ordnung in der Menschheit ausgehen. Das Weib soll eine Macht über sich haben um der Engel willen, sagt Paulus, d. h. um der bösen Geister willen, die nur darauf warten, daß die göttliche Weltordnung durchbrochen wird und dann treiben sie ihr Wesen. Es ist doch ein ganz hübsches Stück, das der Seelenfeind jenem Weibe in Goldenbay vorgegaukelt hat, sie müsse ihr Familienglück zerstören und sich bei den heiligen Rollern auf dem Boden wälzen und das sei eine Bekehrung. Ja solche Bekehrungen mögen dem Teufel viel Spaß machen. O, daß unsre teure Kirche diesem unsinnigen

Treiben etwas Großes und Herrliches entgegensetzen könnte,, daß es jeder Mensch erkennen könnte: dort ist Verderben — hier Leben, dort Unordnung — hier Ordnung, dort Zerstörung — hier Aufbau.

Von hier fuhr ich nach **Greenbay**, wo ich liebe Freunde aus Veresdowetz antraf. Freund aus Veresdowetz nahm einen Knaben mit, der wohl nirgends einen Anhalt hatte, dieser Bursche heiratete später Freunds Tochter. Hab' ich's nicht klug gemacht, Herr Pastor, fragte mich diese: ich hab' mir meinen Mann gleich mitgebracht. In Greenbay predigte ich über 1. Cor. 3, 16: Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid! Ich stellte der Gemeinde vor Augen den hohen Beruf, dem wir entgegengeführt werden sollen auch durch die Beschwerden dieser Zeit. Ich erzählte, welch eine herrliche Gesinnung im deutschen Volke auch gegen die wolhynischen Flüchtlinge offenbar wurde. 30,000 Seelen sind wohl 1916 ins Land gekommen, 20,000 sind wohl 1918 gekommen. Und sie alle wurden versorgt, obgleich es damals bereits in deutschen Landen sehr knapp war. Das war den Leuten lieb zu hören, nicht nur, weil sie ihre Freunde nun wohl versorgt wußten, sondern, weil sie nun etwas besseres über das Mutterland zu hören bekamen als früher. O wie wurde hier der deutsche Name geschmäht, ganz fürchterlich und die deutschen Leuten litten darunter wie ein Kind, das da ansehen muß, wie die Mutter geschmäht wird. Alle Art Spottbilder über den Kaiser waren zu sehen, man konnte sich hier garnicht genugtun in diesem Höhnen und Spotten. Einst belauschte ein deutscher Mann das Gespräch zwischen einem Irländer und Engländer. Sie standen vor einem Bilde, in dem der deutsche Kaiser verspottet wurde. Wer ist denn das? fragte der Irländer. Weißt du nicht,, erwiderte dieser, es ist der Teufel, Kaiser Bill. O yes, ,antwartete dieser, jetzt weiß ich auch, wer in der City zu London hängt: dem Teufel seine Großmutter. Der Engländer erschrak anfangs, konnte aber an der Sache wenig ändern.

Am 31. Januar rüstete ich mich nun, in den äußersten Norden zu fahren. Freund Fürst aus Ryswjanka empfing mich an der Bahn mit großer Herzlichkeit. Nun ging's durch den Urwald vorbei an den Niederlassungen der Indianer. Ihnen sind große Gebiete überlassen, ,wo sie schalten und walten können. Die Regierung will sie zu regemäßiger Arbeit, namentlich zum Landbau anleiten, aber sie zeigen dafür keine Neigung, Jagd und Fischfang ist ihre einzige Beschäftigung. Den Deutschen kommen sie nicht zu nahe. Als während des Krieges die große Hetze gegen die Deutschen war, da sollen einige wohl bei der Regierung gewesen sein, um sich zu erkundigen, was man ihnen für eine deutsche Kopfhaut biete. Es ist aber, Gott sei Dank, aus dem Geschäft nichts geworden. In Grünwald wurde ich aufs freundlichste vom Gemeindevorsteher Fröhlich aufgenommen. Bald fanden sich Fröhlichs aus Nispodsjanka und Trapps aus Ljubomirka ein, mit denen wir uns viel zu erzählen hatten. Ich predigte in der Schule über Psalm 50 und erinnerte daran, daß wir wohl ein Weltgericht erlebt haben, aber nun sollen wir auch den Bund mit Gott halten, ihm Dank opfern und dem Höchsten unser Gelübde bezahlen, denn seiner Hand kann niemand entrinnen.

In **Grünwald** ist eine französische Lehrerin, die die Kinder natürlich in englischer Sprache unterrichtet. Ob die Kinder nun viel von dem deutschväterlichen Erbe behalten oder aufnehmen werden, ist doch fraglich. Womit wohl die Kinderseele erfüllt werden wird und wie sie geleitet wird? Die Schule hat doch einen größeren Einfluß auf das Kind als das Haus. Und wenn es richtig ist, dann sollte die Schule auch das Haus beeinflussen und

wie wird es dann unter diesen Verhältnissen unserm Volk und namentlich unsern Kindern ergehen?

Von hier ging's nach **Thalberg** zu Vater Merz, dem dortigen Pastor, einem Mann voll Geist, Originalität und Glaubenskraft, an dem man es merken kann, was aus einer deutschen Eiche wird, wenn sie Raum hat sich zu weiten und auszubreiten wie es in Amerika der Fall ist. Er war lange Zeit in den Vereinigten Staaten, war dort Begründer und Leiter einer Synode, auch Professor an einem College, Predigerseminar. Zwischendurch arbeitete er auch mit der Axt im Walde, um sein Einkommen aufzubessern, denn die große Familie konnte bei dem Pfarrgehalt nicht recht bestehen. Aber all das hat ihn nur innerlich gefördert, eine Erstarkung in körperlicher, seelischer und geistiger Beziehung bewirkt. Nun waltet er als rechter Vater in seiner Gemeinde. Unter seiner Leitung entstanden dort die Kirche — Kirchlein darf ich nicht sagen, das nimmt er mir übel, es ist die größte Kirche auf dem flachen Lande in Manitoba, — dann das Pfarrhaus und der Friedhof. Am Abend war die Gemeinde zahlreich versammelt. Ich predigte über Joh. 12, 23 ff wo sollen wir unsre Lieben suchen? fragte ich: In Jesu Gemeinschaft! konnte ich der Gemeinde antworten. Wie er erstorben ist als das Weizenkorn, das in die Erde gelegt ist, so auch unsre Brüder drüben, sie mußten ihr Kreuz auf sich nehmen und es Jesu nachtragen, aber wer sein Leben verliert um seinetwillen — der wird's finden. Nach dem Gottesdienst sang die Gemeinde zu meiner Freude das Lied:

Dein Segen, Herr, laß mit uns gehn
Auf unsrer Pilgerbahn!
Besonders wenn wir vor dir stehn,
Vereint dich rufen an.
Herr sei uns gnädig immerfort
Und laß dein teuerwertes Wort
Uns führen stets auf deiner Bahn,
Denn die geht himmelan.

Seitdem ich Wolhynien verlassen habe,, habe ich dieses Lied nicht wieder gehört. So ist solch ein Lied wie ein Gebetsfaden, den man dort zu spinnen begonnen hat und hier wird er weitergesponnen, vielleicht soll auch mit diesem Liede ein Netz gesponnen werden, durch welches viele für das ewige Reich gewonnen werden! Gewiß, es waltet jemand über uns und arbeitet an uns und hat unbedingt ein großes und wichtiges Ziel im Auge.

In Winnipeg wird eben ein Basar abgehalten für die notleidenden Kinder in Mitteleuropa. Es ist eine Veranstaltung des Herrn Maron, früheren Schriftleiter des „Nordwesten“. Hier hat jede Gemeinde alljährlich ihren Basar, dann fanden kurz vorher noch andere Basare statt, so daß man an den Erfolg des Basars anfangs zweifelte. Aber man muß dagewesen sein, um den Eifer der gesamten deutschen Bevölkerung für dieses Werk recht zu würdigen. Es werden wohl noch an eine halbe Million Mark durch dieses Werk aufgebracht werden. Inniger Dank gebührt allen liebevollen Mitarbeitern an diesem Werk, besonders dem Veranstalter desselben, Herrn Maron.

Ist nicht wieder jemand dabei, der so ganz im Verborgenen den Faden der Liebe und des Dankes spinnt von hüben nach drüben — und es gibt dann vielleicht Rettung für viele, auch Einigung der Zerstreuten, auch Aufrichtung der Gemüter, und Hoffnung auf Neubelebung des Volkes, auf-

Besserung der Verhältnisse. Es ist ja Gott Lob unzweifelhaft: die Bruderliebe ist erwacht. Mir sagte ein alter, ehrwürdiger Mann: wenn ich der Notleidenden gedenke, möchte ich auf mein Mittagbrot verzichten und es den Elenden senden.

Nun, wo Liebe ist, da ist auch Leben, darum, wenn man all dieses hier sieht und hört, dann kann man auch im Hinblick auf unser Volk mit Psalm 118, 17 ausrufen: Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.

Am 2. Februar war ich in Libau bei den so lieben Freunden Hoffmann aus Koppan und Petznik aus Gonczaricka. Wir erquickten uns am Worte Gottes und gedachten unsrer lieben Freunde in der alten Heimat. Wie kommt Ihr zu dem Namen Libau? fragte ich meine Freunde, es ist doch der Name einer Stadt in Kurland, meiner Heimat. O, antworteten sie mir, hier leben viele Letten. Und was sind es eigentlich für Leute? fragte ich sie. Sehr brave Leute, antworteten sie mir, sie sind auch evangelisch und manche halten auch viel auf Gottes Wort. Wir mußten auf den Hof eines lettischen Farmers herauffahren. Labrit drangs (Guten Morgen, mein Freund), grüßte ich den Mann, Paldehs, kungs (Danke, mein Herr), erhielt ich zur Antwort. Da war es mir wohl zu Mut, als sei ich auf einem andern Stern, nicht nur auf einem andern Erdteil. Wie war doch die Atmosphäre vergiftet in Kurland, wo ich meine Jugendzeit verbrachte. Nichtachtung des Nächsten, Aufgeblasenheit, Selbstvergötterung auf der einen Seite, Wut, Rachsucht, Haß aus der andernSeite. Als ich das letzte Mal von Goldingen nach Libau fuhr im Jahre 1907, saß ich zwischen 2 kurischen Baronen. Beide hatten geladene Gewehre in der Hand und spähten nach rechts und links. Wer weiß, wie es geworden wäre, wenn's im Walde geraschelt hätte, denn Lettenblut stand damals nicht hoch im Preise. Und dann kam über meine arme Heimat der Krieg und nach dem Kriege die Revolution und die Deutschen wurden verjagt und vertrieben, die Häuser zerstört und verbrannt und 42 Pastoren wurden ermordet.

Was predigen uns diese erschütternden Ereignisse? Doch gewiß dieses, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist und daß der ewige Gott die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Am 6. Februar weilte ich bei Pastor Voß in Whitemouth. Hier konnte ich wieder einen Einblick gewinnen in die Leiden und Nöte, in die Kämpfe und in die Einsamkeit eines canadischen Pastors. Und dabe die unselige Zersplitterung in Beziehung auf das kirchliche und Glaubensleben. Ich bekam dort auch eine Einladung, in der Baptistengemeinde zu reden, so daß ich an einem Tage drei Vorträge gehalten habe. Der Prediger der Baptistengemeinde führte mich mit freundlichen Worten ein, zum Schluß wurde auch unser Lieblingslied gesungen: So nimm denn meine Hände und führe mich. Dasselbe Lied, das ja oft auch bei uns gesungen wird. Aber wie geschäftig ist Satan grade hinter Christi Werk her. Wenn er sieht, daß 2 Jesu die Hand entgegenstrecken, um sich von ihm führen zu lassen, da schlägt er einen Keil zwischen hinein. So leben dort der evangelische Pastor und der Baptistenprediger. Beides junge Männer, die jeder in seiner Weise Christi Werk treiben wollen, beide haben junge Frauen, in jeder Familie sind zwei Kindlein im selben Alter. Beide sehnen sich nach Verkehr, nach Anregung, beide könnten einander das Leben bereichern, erleichtern, verschönen — sie leben doch beide in canadischer Einsamkeit. Aber ist zwischen ihnen ein Verkehr möglich? Ausgeschlossen! Ob so etwas in einem andern

Stande auch vorkommt? Vorläufig empfindet man darüber noch keinen rechten Schmerz, man hat sich fast an diesen Zustand gewöhnt, so daß die Heilung dieser Wunde am Leibe der Christenheit noch garnicht einmal in Aussicht steht.

In Whitemouth traf ich Freunde aus Kurgani, Milbrandts und Altstadts aus Sinno. Auch Vater Altstadt, der schon ein älterer Mann war, als ich vor bald 33 Jahren nach Wolhynien kam, begrüßte mich aufs freundlichste.

Am 10. Februar ging's wieder nach Norden, nicht grade an den Nordpol, aber doch an die äußerste Grenze regelrechter Besiedlung. Es ist Camper, Moosehorn, Grahamdale, weiter hinauf gibt's nur noch Indianer-Niederlassungen. Es ist aber damit nicht gesagt, daß Europäer dort kein Betätigungsfeld haben. Die Eisenbahn wird bald an die Hudson-Bay herangeführt werden, dann ist das Siedlungsgebiet Canadas, Manitoba und Saskatchewan, durch die Verbindung mit dem Meere um ein Bedeutendes Europa näher gerückt. Diese Bahn geht dann durch Gebiete hindurch, die reich an Kupfer, Silber und Gold sind, so daß sich voraussichtlich dort ein reges Leben entfalten wird.

In Camper lernte ich die Gebrüder Gellert kennen, die heir ein großes Geschäft inne haben. Als ein Paar arme Jungens, die nichts hatten und nichts gelernt hatten, kamen sie einstmals hierher aus Dombrufka bei Rowno. Wie wird man doch mit groser Hoffnung für unser Volk erfüllt, wenn man durch ein Settlement (Farmerdorf) fährt! Es gehört doch eine unendliche Zähigkeit und große Tüchtigkeit dazu, um hier aller Schwierigkeiten Herr zu werden und sich hier seine Existenz zu begründen. Wieviel zerfallene Hütten sieht man hier. Dieser und jener versuchte zu farmen, aber bald läuft er davon. Es gelingt doch kaum einem Engländer, hier eine Farm zu errichten. Den sogenannten Veteranen, d. h. den aus dem Kriege heimgekehrten Soldaten werden die besten Gebiete, die sich dicht an der Bahn befinden, zur Verfügung gestellt, und wenn sie farmen wollen, erhalten sie $2500 zum Geschenk. Das Geschenk verstehen sie sich zu beschaffen, aber sonst sorgen sie dafür, daß die Beschäftigung nicht in Arbeit ausartet. Der Regierungs-Inspektor, der mit einem deutschen Mann einst fuhr, sagte diesem, er erkenne von weitem eine deutsche und eine englische Farm. Wo viel Land gebrochen ist und das Feld von Steinen ziemlich gesäubert sei, das sei eine deutsche Farm. Die englische Farm zeichne sich aus durch ein großes Wohnhaus, kleinen Stall und wildes Gestrüpp aus. Nun, wenn's der englische Herr behauptet, wird's schon stimmen, aber ob er auch eingestimmt hat in die Hetze gegen die Deutschen als die Schädlinge im Lande — wer weiß? Möglich ist's schon.

In Camper wurde ich aufs freundlichste von Schulz, der aus Debriza stammt, aufgenommen. Eine der ersten Fragen, die meine Freunde an mich richten, ist die, was ich zu den vielen Synoden sage, die hier tätig sind. Gewöhnlich antworte ich, ich bin hier ja doch fremd und kann wenig mitreden, aber mir ist's wichtig zu erfahren, was ihr davon haltet. Schulz ist eine prächtige Erscheinung, man muß nur sein Werk betrachten und sich mit ihm unterhalten haben, dann weiß man, daß man sich auf ihn verlassen kann. Sehn Sie, Herr Pastor, gab er mir zur Antwort, so wie es jetzt ist, so arbeitet es nicht! Ich hatte genug. Im Geiste sehe ich den Mann, sich ehrlich um eine Maschine bemühen, sie soll doch in Gang kommen, es muß etwas geschafft werden, entweder muß ein Feld urbar gemacht werden oder es muß

Brot beschafft werden. Die Teile der Maschine sind da, aber sie passen nicht ineinander ein. Sie liegen da herum. Alle Bemühung ist vergeblich. Was wird nun der Mann machen? Entweder er wirft die Maschine zum alten Eisen und besorgt sich eine neue Maschine, die da arbeitet oder er gewöhnt sich das Arbeiten ab und verzichtet darauf, eine Maschine in Gang zu bringen. So ist's auch mit dem kirchlichen Leben.

Im Gottesdienst waren auch sehr viele Wolgadeutschen. Es sind meist markige Leute, denen man es am Gesicht anmerkt, daß sie nicht so leicht von dem weichen, was sich ihnen und ihren Vätern als wichtig und richtig erwiesen hat. Sie sind bereits so weit, daß sie sich von den großen kirchlichen Körperschaften losgelöst haben und kleine sogenannte Brudergemeinden bilden. Gewiß sie können den Wetteifer der großen kirchlichen Körperschaften wer die meisten Stimmen hat, nicht mitmachen. Aber unserm Heiland kam es auch nie darauf an, den großen Haufen zu gewinnen. Nach menschlich-irdischer Größe strebte er nicht, und die Seinigen sollen es auch nicht tun. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist seine Gemeinde, seine Kirche, sein Leib, dessen Haupt er ist. Auf die Verbindung zwischen ihm und den Gliedern der Gemeinde kommt ihm Alles an. Hier muß alles wahr, aufrichtig, liebevoll und freudig sein. Die vielen und das menschliche Große das macht's nicht. So predigte ich denn in Camper über Eph. 1, 20 ff, wo es uns vorgehalten wird, daß sonst alle Thronen, Gewalten und Herrschaften stürzen werden, wie wir es ja auch zum Teil erlebt haben, aber Jesu Gemeinde, die sich von seiner Herrlichkeit erfüllen läßt, bleibt. Nach dem Gottesdienst hatte ich die Freude, Küster Gorling aus Karlinuffa zu begrüßen, ebenso auch Lehrer Hartwicks Tochter aus Kasimirufka und andere lieben Freunde. Zu Mittag waren bei meinem Gastfreund Nachbar Fröhlich aus Nispodsjanka bei Tutschin und Schulzens Bruder. Dieser kam aus dem Nachbardorf, etwa 3 Meilen (= 4 Km.) von Camper, um mich dorthin abzuholen. Dort ist eine Gemeinde von 10—12 Familien, die zu einer anderen Synode gehören. Sehen Sie, Herr Pastor, sagte mir Schulz, wir waren uns ganz gut mit jenen Leuten und jetzt ist Aerger und Feindschaft. Aber es ist doch ein Glaube mit jenen, da kommen sie wohl zusammen zum Gottesdienst und zum Abendmahl. J, wo, antwortete er, zwischen unsrer Synode und jener ist keine Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft. Ich mußte mein Testament hervorholen und nachsehen, wie es dort eigentlich geschrieben ist, und wie es der Herr haben will, denn ich war ganz irre im Kopf geworden, ob Jesus eigentlich gekommen ist zu sammeln oder zu zerstreuen und ob Paulus seiner Gemeinde sein wollte ein Gehilfe der Freude oder des Herzeleids. Also es half nichts, ich mußte nach Colcleugh. Ich zog, wie man hier in gutdeutsch sagt, meinen Coat (Pelz) an, stieg in den Cutter (kleinen Schlitten) und fuhr nun die Line (Linie) herunter. An den Lake (See) kam ich leider nicht, auch nicht an den River. Du Mann, sagte aber die Frau meines Gastgebers, der Pastor weiß ja garnicht, was River ist. Er versteht doch kein englisch, du mußt es ihm auf deutsch erklären, und nun half sie ihm: bei uns zu Hause sagte man „Ritschke". Nun war ich belehrt. So treffe ich die wolhynischen Brüder. Als ich sie 1918 aus Sibirien kommen sah, da war ihr Leib in russische Lumpen gehüllt, daß man sie nicht als Deutsche erkennen konnte, hier ist ihr Geist in englische Worte gehüllt, — wird aber der Kern ihres Wesens bei dem allen gut-deutsch, treuevangelisch bleiben und beharren, auf Kind und Kindeskinder? — Gott geb's! — Ergreifend ist's doch, wie sie alle um

Deutschland zittern. Alles, was man aus Deutschland erzählt, interessiert sie ungemein. Herr Pastor, sagte mir ein alter Mann, wenn doch in den schweren Zeiten ein Luftschiff gekommen wäre, um unsre Jungens abzuholen, es wäre niemand zurückgeblieben. Als ich in Colcleugh angekommen war, kam mir der Gemeinde-Vorsteher entgegen und meinte ich könnte gleich anfangen, die Gemeinde sei versammelt, es waren etwa 12—15 Personen da. Ich predigte über Matth. 16. Das Jesunachfolgen, wie wir das an unsern Brüdern in Wolhynien beobachten können — sie verloren Alles, haben aber in Jesu Trost und Freude gefunden. Abends waren wir bei Nachbar Schmidt aus der Nähe von Luzk zusammen. Dort war auch sein Bruder Gutknecht aus Dombrukka und Harry Erbe aus Deutkchland. Der erste reichsdeutsche Farmer, mit dem ich mich hier unterhalten habe. Dieser war nun aus anderm Holz geschnitzt als unsre Wolhynier. Ueber welchen Ort in Deutschland man nur sprach, da war er gewesen. Bald merkte ich, es war einer von denen, denen es das Wanderlied angetan: Es gibt so manche Straße, die nimmer ich passiert, es gibt so manche Weine, die nimmer ich probiert. Bald wurde ihm Deutschland zu enge und er kam nach Amerika, wo er denn nun die nötige Bewegungsfreiheit fand. Uebrigens waren die Gebrüder Schmidt auch einigermaßen in der Welt herumgekommen. Der eine war längere Zeit in Argentinien, der andere kam als russischer Soldat durch Sibirien nach Japan. Nun, ich bin ja auch nicht grade hinterm Ofen aufgewachsen, so daß wir uns mancherlei zu erzählen hatten. Schmidts, sonderlich die alte Mutter, waren in großem Kummer, wie sie ihrem Bruder, der sich in Deutschland befindet, helfen könnten. Gern gingen sie auf meinen Vorschlag ein, der Deutschen Siedlungsbank einige hundert Dollar zu überweisen und so dem bedrängten Bruder zu einer sicheren Heimstätte zu verhelfen.

Von hier fuhr ich nach **Moosehorn**, wo mich Kuhn aus Anilukka aufs freundlichste zu sich einlud. Sie haben mich auch eingesegnet, Herr Pastor, sagte er mir. Haben Sie auch gut gekonnt? fragte ich ihn. No, Herr Pastor, antwortete er. Ich bin wenig in die Schule gegangen und da hat der Herr Pastor schrecklich geschimpft, aber nachher hab ich gut gelernt, deutsch und englisch. Nun, wenn das Schimpfen nur genutzt hat, gab ich zur Antwort, dann ist's schon gut. Es ist doch grade unser Schmerz, daß unsre Einsegnungskinder und oft diejenigen, die am besten aufsagen können, nachher Gottes Wort beiseite legen. Darum sind gewiß diejenigen die besten Konfirmanden, die einen Hunger und Durst nach Gottes Wort sich bewahren. Die sind selig zu preisen, an denen wird sich Gottes Wort als stärkendes Brot beweisen. Uebrigens habe ich ungern ein Kind eingesegnet und ungern ein Brautpaar getraut, wenn ich nicht die rechte Antwort auf die Frage bekam, wonach der Mensch ganz zuerst trachten soll. Ich war ja drüben nur zweimal im Jahr in jeder mir anvertrauten Gemeinde und konnte die Einsegnungskinder nicht selbst unterrichten. Und da dachte ich, wenn ich Jung und Alt nur den halben Vers Matth. 6, 33 einprägen könnte: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes. Und ich dachte, wenn ich diesen einen halben Vers den Seelen so einprägen könnte, daß sie es erfassen und festhalten und danach tun, dann sollte mir meine 20jährige Mühe, die ich dort angewandt habe, nicht leid sein. In der englischen Sprache klingt dieses Wort deutlicher: Trachtet am ersten nach der Königsherrschaft Gottes. So hat's auch Jesus ausgesprochen. Die Königsherrschaft Gottes soll sich auf Erden ausbreiten und befestigen, danach sollen wir ganz zuerst trachten.

Es war mir folgendes Erlebnis sehr wichtig: Als ich nach meiner 20jährigen Tätigkeit in Wolhynien im Jahre 1908 zum ersten Mal in Deutschland war, war der erste Gottesdienst, dem ich beiwohnte, ein Gustav-Adolf-Fest in Koschmin. Der Prediger erzählte damals eine feine Geschichte: Zwei Völkerstämme in Italien führten einst Krieg miteinander. Der siegreiche Völkerstamm schickte nun Boten an den bedrängten Völkerstamm mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Dieser aber hielt ihnen eine Tafel hin mit der Aufschrift: „regem habemus", zu deutsch: wir haben einen König. Das war die Antwort, welche die Bedrängten den siegreichen Feinden gaben: Wir haben einen König, also wir ergeben uns nicht, also wir hoffen auf Sieg. Und wenn wir keinen Sieg erringen sollten, dann gehen wir eben mit unserm König unter, denn was soll uns unser Leben ohne König. Also, so ermahnte uns damals der Prediger, sollen wir immer in dieser Treue stehn und zu dieser siegesgewissen Freude gelangen: wir haben einen König, nämlich Christus, denn für die Bienen ist die Hauptsache, ob sie die Königin bei sich haben, und für die Kinder, ob die Mutter in ihrer Nähe ist, also für uns, daß wir nur den König Christus in unsrer Mitte haben. Darnach sollten wir trachten in unserm Hause, in jedem Gottesdienst, besonders bei der Abendmahlsfeier und bei jedem Zusammensein der Christenleute. Die Gewißheit und die Freude, daß Christi Königsherrschaft sich ausbreitet, sollte uns erfüllen. Jede Zeit hat ja ihre Parole wie beim Heer jeder Tag. Welch eine belebende Gewalt über die Völker bekam damals Luthers Predigt: Die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben. Aber damit ist der Reichtum Christi nicht erschöpft wie man das Meer mit der hohlen Hand nicht ausschöpfen kann. Nun leben wir in einer Zeit der Zerfahrenheit und Zerklüftung und Zersetzung. Die Menschheit, die Völker, sogar die Kirchen gleichen Feldern von Totengebeinen. Alles liegt durcheinander. Alle Glieder sind von einander getrennt — es ist die kaiser- und königlose Zeit, die Zeit der Zerstreuung, die Zeit des Waisenzustandes, wo man die vielen umherirren sieht wie Schafe ohne Hirten. Wenn irgend etwas uns helfen könnte, so ist's das Wort von Christi Königsherrschaft, hier ist Schutz und Rettung, Samlung und Belebung.

In Moosehorn hatte ich einen schweren Tag. Ich ahnte ja nicht, daß hier wieder zwei Synoden arbeiten. Dazu kommt, daß die eine Synode sich auch noch gespalten hatte. Nun wollte jedes Gemeindlein, daß ich Sonntag vormittag bei ihr predigen sollte. Bald gab's Streit, die Gemüter erregten sich und einige haben sich ganz häßlich über den Orspastor ausgesprochen. Schon stieg in mir mein wolhynischer Zorn hoch und ich wollte dreinfahren, da fiel es mir ein, daß ich in Amerika nichts zu sagen habe. Hier regieren meist die Schafe über den Hirten und die Kinder über die Eltern. Aber tief betrübend war's doch, daß die wenigen Augenblicke des Beisammenseins mit den lieben wolhynischen Freunden stark verdunkelt waren durch die inneren kirchlichen Streitigkeiten. Ich predichte in Moosehorn über das Epistel-Wort des 1. Passions-Gottesdienstes 2. Cor. 6 über die Herrlichkeit des Gottdienens, wie ich es an unsern wolhynischen Flüchtlingen beobachten konnte, sie waren als die Nichts inne hatten und doch Alles hatten. Da verschwanden Streitigkeiten und Aergernisse. Solche Mittel unendlicher Trübsale mußte Gott anwenden, um unter uns zur Geltung zu kommen, könnten wir nicht auch die ruhigen Zeiten, die er uns schenkt, dazu benutzen, daß wir zur Freude in dem Herrn gelangen?

Am Nachmittag predigte in der Thomas-Gemeinde über Joh. 13, 30 ff, wo uns berichtet wird, daß es wohl Nacht wurde, als Judas hinausgegangen war, aber es war auch der Augenblick, wo Jesu verborgene Herrlichkeit zu leuchten begann, wie die Sterne zu leuchten beginnen, wenn's dunkelt und die verborgene Kraft, die in der elektrischen Maschine sich befindet, abends zu leuchten beginnt. Von Beispielen, wie die Kraft Christi bei unsern wolhynischen Flüchtlingen in den dunkeln Zeiten der Verfolgung zu leuchten begann, durfte ich erzählen. Nach dem Gottesdienst stellte sich mir Friedrich, der Sohn des Lehrers Friedrich aus dem Swehler Kirchspiel vor. Sein Bruder hatte sich ausgezeichnet betätigt bei der Regelung der Beziehungen zwischen den Deutschen und den russischen Baurn. Er war im Jahre 1918, als die Deutschen eben aus der Verschleppung zurückkehrten und es oftmals Reibungen zwischen Deutschen und Russen gab. Der junge Friedrich zeigte mir nun einen Brief von seinem Vater aus der Verschleppung, in welchem der Vater all das Neue und Herrliche rühmt, das sie in Christo haben, obgleich sie viel Not leiden. O, sagte mir der junge Friedrich: Es ist wirklich so, wie Sie gepredigt haben. So möge denn das unendliche Leid, das unsre Brüder erfahren mußten, nicht vergeblich gewesen sein. Es soll gewiß dazu dienen, daß die Herrlichkeit Christi unter uns erkannt werde und zu leuchten beginne. Abends weilte ich noch im Hause des Kirchen-Aeltesten Friedrich, wo sich mehrere Nachbarn versammelten. Dort war auch Wurster aus Costopal, der Stiefsohn des Lehrers Röder, der ein so unglückliches Lebensende gehabt hat. Auch die Familie Karras aus Peslesjanska begrüßte ich. Am andern Tage verlebte ich noch mehrere angenehme Stunden im gastlichen Hause des Pastor Spohr, Grahamdale. Noch nicht lange weilt die Familie hier, aber bald soll der „Wigwam" (das Indianerzelt) abgebrochen und anderwärts aufgeschlagen werden. Die 5 Pfarrerkinder brauchen Schule und Pflege. Der Pastor beschäftigt sich in seiner Freizeit mit Dichtung, hat vor kurzem ein Buch erscheinen lassen, davon ich auch ein Exemplar zur Erinnerung erhielt.

So sind hier unter Pastoren und Gemeinden viele geistlichen Kräfte rege. Es ist ein außerordentlich reiches, geistliches und kirchliches Leben vorhanden. Wenn die Gemeinden zum Gottesdienst auch wochtags fast vallzählig erscheinen, wenn sich die Aeltesten im Gottesdienst betätigen und ein kräftiger Gesang ertönt, dann merkt man's mit Freuden: hier lebt's, es ist reges geistliches Leben, wie lauschen sie dem Wort, wie sind sie für die Predigt dankbar. Wenn ein Mann meiner Gemeinde im Gottesdienst fehlt, so weiß er, daß ich ihn in den nächsten 14 Tagen besuche, sagte mir ein Pastor. Ja, es ist unbedingt reiches und reges kirchliches Leben hier. Es sind Geisteskräfte vorhanden, woraus sich etwas machen läßt, wie es hier auch Naturkräfte gibt, die auch auf die Verwertung warten. So bildet der Winnipeg-Fluß verschiedene Strudel und Wasserfälle. Alle diese Wasserkräfte waren bisher unbenutzt. Nun hat die Menschenhand sie bezwungen. Durch diese Kräfte hat Winnipeg sehr billige Beleuchtung. Man sagt, die Wasserkräfte sind so stark, daß sie die ganze Provinz mit Kraft für die verschiedenen Maschinen versorgen kann.

O, daß die geistlichen Kräfte, die Liebe zu Gottes Wort und zur Kirche auch so möchten verwertet werden. Es ist doch ein köstliches Gut, was hier vorhanden ist, die alte Heimat könnte froh sein, wenn sie in diesen schweren Zeiten dieses geistliche und kirchliche Leben hätte.

Und hier ist's noch vorhanden und grade unter unsern wolhynischen Freunden ist Gott Lob viel geistliches Leben und Streben vorhanden. O, es muß in rechte Bahnen gelenkt werden. Es darf nicht durch Streitigkeiten geschwächt und vergeudet werden. Die Aufgaben, die unser warten, sind groß. Leicht kann die geistliche Regsamkeit erlahmen und erlöschen — dann wäre die Verantwortung zu groß. So sollten sich Alle der ordnenden Hand fügen, die das geistliche Leben geweckt hat, aber auch leiten kann. Ja, alle, alle sollten sich dieser höheren Hand fügen, damit ein Werk entstehe zu des Herrn Ehre und allgemeinem Nutzen.

Darum darf ich auch an meine alten und neuen Freunde in Canada die herzliche Bitte richten: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, nach der Königsherrschaft Christi, daß es alle verspüren: Christi Königsherrschaft kommt zur Geltung und es ist gut unter Christi Königsherrschaft.

Alle meine lieben Freunde, mit denen wir ein gesegnetes Wiedersehen feiern durften, bitte ich auch dankbar zu gedenken dessen, der mir die Reise hierher durch Darbietung der so großen Geldmittel ermöglicht hat. Es ist

Der Fürsorge-Verein für deutsche Rückwanderer

Berlin W 35, Schöneberger Ufer 21,
Direktor: Alfred Borchardt.

Der Verein ist gegründet 1908. Er steht den über 100,000 deutschen Wolhynien, die seitdem in deutsche Lande gekommen sind, mit Rat und Tat bei. Er besorgt den Flüchtlingen Unterkunftsstellen, bringt die Kranken, Alten und Kinder in entsprechende Anstalten. In Königsberg, Breslau, Stettin, Kiel und andern Orten hat er Zweigstellen.

Zur Seßhaftmachung der Flüchtlinge hat er gegründet

Die Siedlungsbank

Berlin W 35, Schöneberger Ufer 21,

durch welche bereits 3 Dörfer begründet worden sind. Um Berichte zu bringen über das Ergehen der Wolhynier und ihnen zu einem Sichfinden zu verhelfen gibt der Verein heraus die halbmonatliche Zeitung

„Die Heimkehr"

Berlin W 35, Schöneberger Ufer 21,
Schriftleiter: Dr. Peschke
Bezugspreis: $1.50.

Dem Fürsorge-Verein ist angeschlossen

Der Verein Deutscher Wolhynier

Berlin W 35, Schöneberger Ufer 21,
Vorsitzer: Pastor Rink.

Zweck des Vereins ist: ein Zusammenschluß zwischen den deutschen Wolhyniern herbeizuführen, damit sie sich gegenseitig Hilfe und Beistand leisten könnten.

Gott der Herr segne alle diese zur Rettung unsrer bedrängten wolhynischen Brüder gegründeten Werke und segne auch alle, die an denselben mitarbeiten.

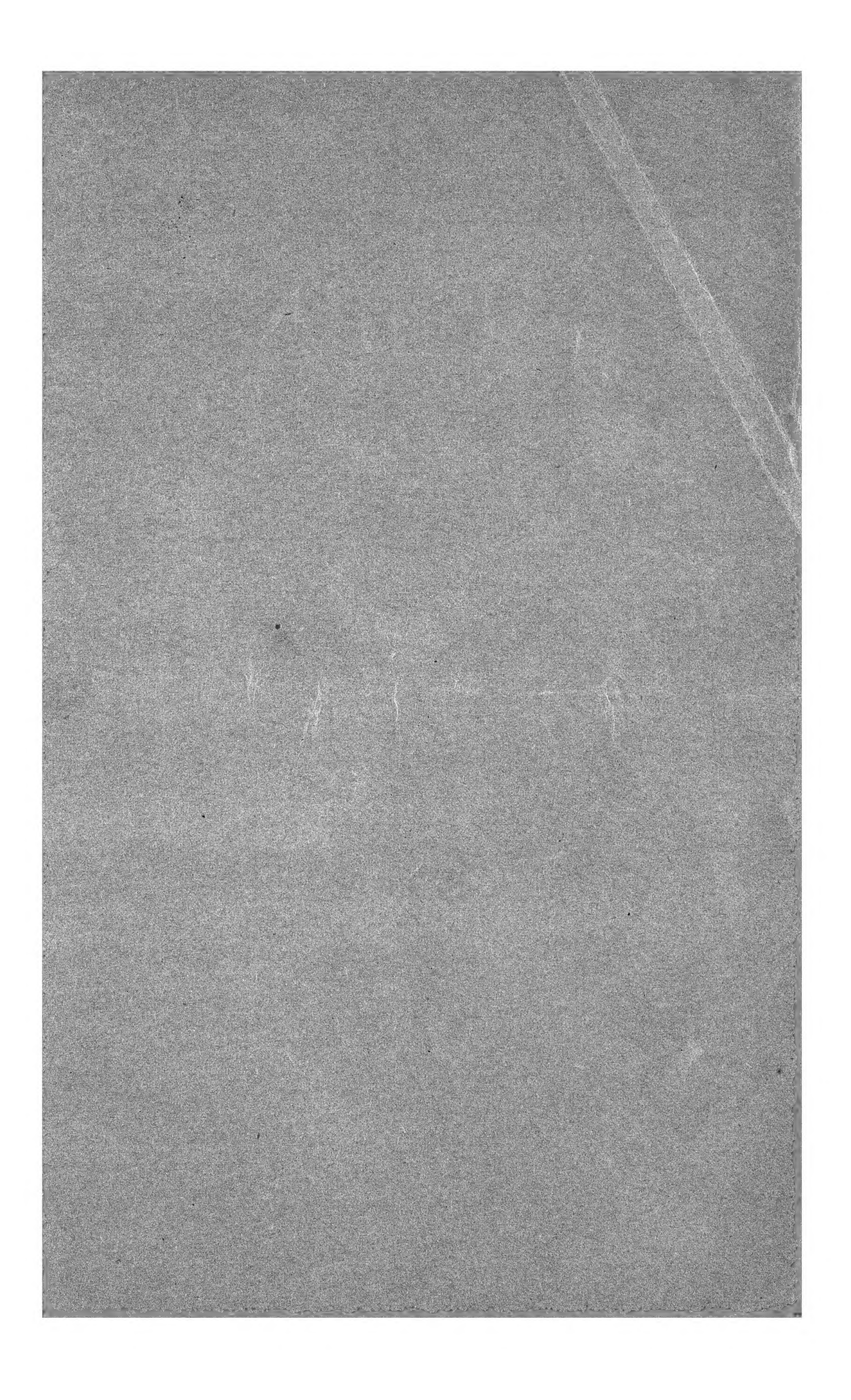
Brüssow U.M. 10.6.25.

An
Herrn Prof. Louis Hamilton
Berlin.

Werter Herr Hamilton!

Besten Dank für die Zusendung Ihrer Schrift: die Franko-Canadier! Sie bot mir manches Interessante. Sehr wichtig wäre eine ähnliche Schrift über die Deutsch-Canadier! Obgleich die Deutsch-Canadier Großes geleistet haben, unter den schwierigsten Verhältnissen Canada der Cultur erschlossen haben, wurden sie von Max Otto in seinem kürzlich erschienenen Werk über Canada sehr geringschätzig behandelt. Ich habe eine Beschreibung meiner canadischen Reise herausgegeben, dabei aber nicht die kirchl. Frage behandelt. Eine Bearbeitung der canadisch-deutschen Frage in der Art Ihrer Schrift wäre recht wünschenswert.

Hochachtungsvoll
Ihr E. Altmann
Pastor



NATIONAL PRESS LIMITED.
Winnipeg - Man.